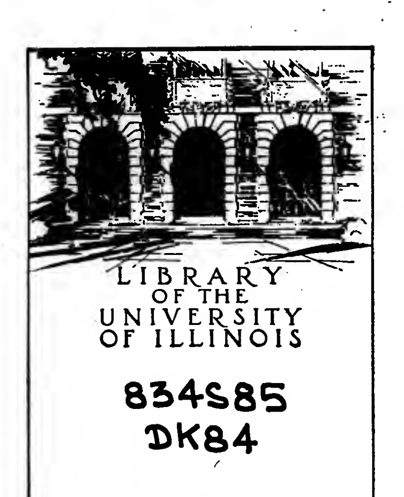

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS



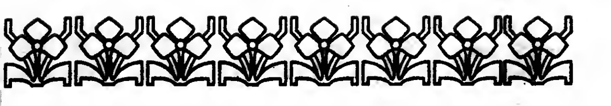
Adalbert Stifter

Printed in Germany

August Sauer

zum fünfzigsten Geburtstag.

(12. Oktober 1905.)



Jedes Leben ist ein neues, ein entzückendes Wunderwerk, das nie war und nie mehr sein wird.
Stifter.

Selten ist ein Leben nach außen so ruhig und bescheiden, innerlich aber so stürmisch und bedrängt verlaufen wie dasjenige Adalbert Stifters. Aus kleinen, unscheinbaren, weltfernen Verhältnissen emporgewachsen, sucht er das Große im Kleinen, das Erhabene im Einfachen, den Frieden in seiner Einsamkeit. „Das Erste ist ja doch immer", sagte er einmal, „daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei." Stifter war bis ins tiefste seines Wesens eine Persönlichkeit. Ein geistiger Feinschmecker — verzehrte er sich selbst. Und als am Ende seines Lebens die heimliche Glut seiner loderndsten Leidenschaft erloschen war, als sein ehernes Pflichtbewußtsein den Stürmer und Dränger in ihm längst gebändigt hatte, als mit den Blüten seiner Jugend auch die Kränze seines Ruhmes verblichen waren, da ging er dahin. Ein müdes Werk war seine letzte Tat.

Stifter wurde am 23. Oktober 1805 zu Oberplan im Böhmerwald geboren. Sein Vater war Leinweber, später Flachshändler, ein ungemein lesebedürftiger

Mann; seine Mutter eine stille, sanfte Frau, „ein unergründlicher See von Liebe". Sie besaß keine ausnahmsweise Bildung, aber ihr Herz war von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmut und Leutseligkeit, sowie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft. Stifters Geburtshaus steht noch heute, fast ohne eine Änderung erfahren zu haben. Auf dem uralten Stein neben der Eingangstür träumte er die ersten Bilder seiner Phantasie. Hier saß er gern im ersten Frühling und betrachtete das große Schauspiel der Natur. Hier zunächst offenbarte sich seinem Blick die reiche, unendliche Schönheit seiner Umgebung, der Heimat, der Landschaft.

Bedeutenden Einfluß auf Stifters Kindheit gewann seine Großmutter, die Frau Ursula Kary aus dem benachbarten Glöckelberg. Sie berichtete ihm Lieder, Erzählungen, Verwandtschaftssagen und belebte seinen jugendlichen Gesichtskreis mit einer Fülle neuer Erscheinungen. Eine lebendige Chronik und Dichtung — ersetzte sie ihm vielfach Schule und Spiel.

Die heimatliche Pfarrkirche, die feierlich geheimnisvollen Zeremonien des katholischen Kultus ließen in Stifters Seele die ersten romantischen Stimmungen wach werden. Sehr bald entwickelte sich in ihm eine heiße Liebe für das Wundervolle und Hohe, eine Schwärmerei des Gefühls, eine Überschwenglichkeit der Sprache. Sein erster Lehrer, Josef Jenne in Oberplan, war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann; er unterrichtete ihn auch in der Musik und förderte seine Lesefreude, soweit er vermochte. Stifters erste

Jugendlektüre war freilich gemischter Art. Naturgeschichtliche Werke, Lafontaine und den damals noch immer unvermeidlichen Spieß las er eifrig. Ein Gewitter, dessen Nachwirkung so groß war, daß er es beschrieb, machte ihn zum Schriftsteller. Ein wilder, toller Knabe — betrieb er schonungslos den Meisenfang. Der leidenschaftliche Hang zur Natur, der später durch Coopers Reisebeschreibungen nur noch mehr bestärkt werden sollte, ließ ihn daheim keine Ruhe finden, bis er durch ein unerwartetes Ereignis eine plötzliche Umkehr in seinem Innern erfuhr. Als er zwölf Jahre alt war, starb sein Vater. Das Unglück im Hause war besonders schwer. Die Mutter mit ihren fünf Kindern wußte keinen Rat. Da griff der Großvater mütterlicherseits sorgend und helfend ein. Eine seiner ersten Taten war, Adalbert aufs Gymnasium zu schicken. Und im Herbst 1818 traf dieser im Stift Kremsmünster in Oberösterreich ein. Wohlwollende, wahrhaft liberal denkende Lehrer aus dem Benediktinerorden walteten hier ihres Amtes. P. Plazidus Hall, gleichfalls ein Böhmerwäldler, war so glücklich, Stifters Fähigkeiten erkannt und ihn ins Gymnasium aufgenommen zu haben. Die Leistungen des Knaben waren bald noch besser, als man erwartete, und am Ende des ersten Schuljahres konnte er als Primus seiner Klasse in die Ferien gehen.

Ein ausgezeichneter Schüler blieb Stifter auch in der Folgezeit. Den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur erteilte ihm damals P. Ignaz Reischl, der Schillers Meisterdramen, Goethes „Hermann und

Dorothea" und „Iphigenie" mit ihm las. Ein ausgezeichneter Pädagoge — wußte Reischl in Stifters Eigenart den besten Keim zu finden und zu fördern. Er erkannte frühzeitig des Jünglings dichterische Begabung und kargte mit seiner Anerkennung nie.

Mächtig regte den Aufstrebenden die Majestät der Alpen an, die er von Kremsmünster aus kennen lernte. Viele heimliche Gedichte verfaßte er damals, wenn er abends „allein auf irgend einer Höhe unter Obstbäumen saß und der unendliche zarte Rosenschimmer über die Berge floß". Im Osten grüßte der Ötscher, über den hohen Priel der Traunstein, im Sonnenuntergang das Höllengebirge, vom Norden aber „das verblassende blaue Band des Böhmerwalds".

Alles in Stifters Verhältnissen und Umgebung trug dazu bei, seinen hohen Schönheitssinn zu entwickeln. Die Gemäldesammlung des Stifts ersetzte ihm, was er etwa in der Natur nicht unmittelbar fand. Der Zeichenlehrer des Gymnasiums schenkte ihm seine besondere Vorliebe, und so wetteiferten Poesie und bildende Kunst in gleicher Weise, den jungen Genius in ihren Bann zu ziehen.

1826 verließ Stifter das Gymnasium Kremsmünster, um die Universität zu beziehen. Mit Anton Mugerauer und Franz Schiffer, diesen beiden Jugendfreunden, die ihm bis zum Tod treu blieben, fuhr er auf einem Floß nach der Kaiserstadt, in die große Welt. Akademische Verbindungen gab es an der Wiener Universität noch nicht. Aber echt studentisch war das Leben Stifters und seiner Genossen trotzdem. In einem alten, halbverfallenen Fürstenpalais auf

der Landstraße mieteten die drei eine geräumige Stube und richteten sich so gut wie möglich darin ein. Die Kremsmünster Konviktsordnung verleugneten sie nicht ganz, sonst freilich gewährten sich alle fröhlichste Freiheit. In Stifters köstlicher Jugenderinnerung „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten" ist dies tolle Treiben getreulich geschildert. Sie, die „ohne Moos bei Scherz und Wein den Herr'n der Erde glichen", genossen den kurzen Jugendrausch in vollen Zügen. Dabei bewahrten sie den Wissenschaften und Künsten ihren besten Herzensteil. Die Vorlesungen wurden eifrig besucht. Stifter hatte sich des Rechts beflissen, um dereinst die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, hörte jedoch daneben Mathematik, Physik und Astronomie, seine alten Lieblingsfächer, denen er — ein seltenes Beispiel in der Literaturgeschichte — auch dann treu blieb, nachdem sein Dichterberuf längst entschieden war. Eifrig besuchte er das Theater, in dem vor allem Shakespeare ihn gewaltig anzog; Konzerte und Kunstgenüsse aller Art gaben ihm reichliche Nahrung. Die Mittel zu seiner Existenz bestritt er aus den kärglichen Einkünften der Privatstunden, die er in vornehmen Häusern gab. Sein angenehmes Äußere, verbunden mit seinem sichern, pädagogischen Talent erwarb ihm immer mehr Beziehungen. Fast stets ohne Mittel, befand er sich doch nie in eigentlicher Not.

Die Ferien verbrachte Stifter damals noch in der alten Heimat. Hier, inmitten des Kreises seiner Verwandten und Bekannten, ergriff ihn sein erstes großes Herzenserlebnis, die Liebe zu Fanni Greipl, der schönen

Tochter eines reichen Handlungshauses zu Friedberg im Böhmerwald. Drei Jahre jünger als Stifter, heiter und gesellig, voll Geist und Gemüt, war sie völlig geeignet, ihm dereinst eine würdige Gattin zu sein. Lange verkehrten sie miteinander. Lange schwankte die Gunst des Schicksals über ihrer Verbindung. Aus den damaligen Briefen des Dichters atmet die stille Glut leidenschaftlicher Hoffnung, tiefster, innigster Treue. Aber sein heißes Streben erfüllte sich nie. Die Eltern des Mädchens verweigerten ihm, dem ewigen Schulamtskandidaten, zu dem sich Stifter allmählich entwickelt hatte, was sie einem andern leichthin gewährten. Fanni starb einige Jahre später eines frühen Todes. Der Geliebte aber schloß nach kurzer Bekanntschaft mit Amalia Mohaupt, der Tochter eines ungarischen Leutnants, die in einem Wiener Modehaus beschäftigt, die Neigung des leicht erregbaren Dichters zu gewinnen wußte, am 15. November 1837 einen Ehebund, der nur scheinbar glücklich sein konnte. Die gänzliche Unbildung seiner Gattin, ihr verschlossener, harter, stolzer Charakter ließ ein geistiges Verhältnis zwischen beiden eigentlich niemals aufkommen. Schwer drückten auch die materiellen Sorgen. Wohl hatte Stifter Freunde in den höchsten Kreisen gefunden. Studiengenossen wie Joseph Fürst Colloredo-Mansfeld, Sigmund Freiherr von Handel, Adolf Freiherr von Brenner nahmen an seinem Lebenslauf den wärmsten Anteil, aber er selbst tat nichts, seinem Hauslehrerdasein ein Ende zu bereiten. Ein rechter Träumer, ein echter Romantiker, studierte er viel, allein ohne festes Ziel, ohne jeglichen praktischen Sinn. Ettings-

hausen, Andreas von Baumgarten, Josef Johann Littrow waren auf der philosophischen Fakultät seine Lehrer. Einige Male schien es, als sollte der glänzend Begabte eine Lehrerstelle an einem Lyzeum erhalten. Hatte er jedoch das schriftliche Examen mit Vorzug bestanden, so fehlte er beim mündlichen. Den letzten Schritt machte er nie. Er wähnte sich endlich zum bildenden Künstler berufen, kopierte alte Meister und versuchte sich mit großem Geschick in der Landschaft. Vom Ertrag seiner Privatlektionen bestritt er noch immer seinen bescheidenen Haushalt. Die Literaturbewegung seiner Zeit — in Österreich blühte noch immer die Romantik — behielt er stets im Auge. Unter dem Namen Ostade veröffentlichte er Gedichte im Wiener Bürgerblatt. 1827 hatte er eine Erzählung „Julius" begonnen, ohne sie je zu vollenden. 1840 gab er den „Kondor" heraus. Ein Zufall brachte den Schriftsteller an die Öffentlichkeit. Weibliche Neugier entwandte bei einem seiner vornehmen Besuche dem Ahnungslosen sein Manuskript. Witthauers „Wiener Zeitschrift" brachte es im Druck.

Mit einem Schlage ward Stifter berühmt; er trat damit in die Reihe der ersten österreichischen Dichter ein. Noch in demselben Jahre forderte ihn Graf Majláth, der Herausgeber des bei Gustav Heckenast in Pest verlegten angesehenen Taschenbuchs „Iris" zur Mitarbeiterschaft auf. Stifter sandte ihm die „Feldblumen" und bahnte gleichzeitig mit Heckenast ein näheres Verhältnis an, das in der Folgezeit ein reiner Freundschaftsbund werden sollte. Stifters Briefe an Heckenast gehören zu den schönsten

und edelsten Prosaschriften aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Stifter verkehrte damals auch viel in dem geistigen Mittelpunkt Wiens, in Neuners „Silbernem Kaffeehaus". Hier kam er mit Zedlitz, Anastasius Grün, Lenau, vor allem aber mit Grillparzer zusammen, dessen Größe ihm seit langem feststand. Dabei arbeitete er unablässig. Es war die Zeit seiner dichterischen Blüte, seine Schöpfungen häuften sich. Bald hatte er einen ganzen Band „Studien" beendet, dem noch weitere folgten. Aber immer noch war ihm sein literarischer Beruf nicht deutlich genug, immer noch nagte der Zweifel in seinem Herzen. „Ich ein Schriftsteller oder gar Dichter!" rief er damals aus, „— das können nur Leute sagen, welche einen gar geringen Begriff vom Dichten haben; ich habe einen höheren." Aber die Zeitgenossen zwangen ihn schließlich doch, an seine literarische Begabung zu glauben. Materiell veränderten sich seine Verhältnisse freilich nur wenig. Wenn auch im Hause des allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Metternich beschäftigt, fühlte er sich nur als dessen Diener. Was anderes konnte er als Hauslehrer sein? Man glaube nicht, daß Stifter hochgehender Wünsche unfähig gewesen sei; allein dem Übermaß seiner Gefühle entsprach keine Tatkraft, dem innersten Drang kein gesteigertes äußeres Selbstbewußtsein. Anspruchslos trat er vor der Menge zurück. Auch seine heiße Sehnsucht, Italien zu schauen und in dem gelobten Lande der Kunst die Flügel seines Geistes zu weiten, erfüllte sich nie. Und so mußte er sich mit kleinen Reisen begnügen. Nach Fannis Tode suchte er die gemiedene Heimat wieder

auf. 1845 kam er nach Oberplan und hatte die Freude, Mutter und Geschwister in alter Gesinnung und Gesundheit wiederzufinden. Im eigenen Hause sah er weniger Glück. Seine Ehe war kinderlos, obwohl er einen Nachwuchs von ganzem Herzen herbeiwünschte. Verwandte, die er als Ziehkinder zu sich nahm, starben nacheinander in kurzer Zeit. Einsam im Leben, ohne Familie, wäre er glücklicher gewesen.

Stifter hatte keineswegs die Absicht, als Schriftsteller sein öffentliches Wirken zu beschließen. Es drängte ihn, mit dem praktischen Leben in Fühlung zu treten. Seine Absicht, öffentliche Vorlesungen abzuhalten, scheiterte an dem vormärzlichen Bureaukratismus. Erst die Revolution, die Stifter so bitter wie kaum ein anderer haßte, sollte ihm ein entsprechendes Arbeitsfeld verschaffen. Schon in den letzten Jahren vor 1848 wechselte er seinen Aufenthalt zwischen Wien und Linz, das ihm aus der Jugend, wo er es einige Male berührt hatte, in freundlicher Erinnerung stand. Dauernd wurde Oberösterreichs Hauptstadt seine neue Heimat erst mit dem Augenblicke, da ihm das Ministerium Thun einen neugeschaffenen Posten dort verlieh. Seine Freundschaft mit dem edlen Statthalter Alois Fischer förderte das Vertrauen der Wiener Regierung. Am 3. Juni 1850 wurde Stifter zum Schulrat in Linz ernannt. Sein erstes großes Werk in seinem neuen Amte war die Organisation der dortigen Realschule; dann aber nahm die Inspektion der Volksschulen des Landes fast seine ganze Zeit in Anspruch. Aus Begeisterung für die Jugend verfaßte er in den

wenigen Mußestunden die „Bunten Steine", Erzählungen, geschrieben mit dem Herzblut eines großen Pädagogen.

Und dennoch war Stifter auch jetzt nicht glücklich. Die materiellen Sorgen wollten nicht aufhören, sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends, persönliche Anfeindungen trugen nicht wenig dazu bei. Rührend klingt des Dichters Klage aus jenen Tagen: „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht. — Oft, oft sagt mir mein Inneres, ich hätte nicht umsonst gelebt, ich würde doch etwas machen, was fortlebt und fortwirkt. Stoffe und Gedanken häufen sich im Haupte; aber dann fehlt die Zeit, und die Gemeinheit der täglichen Vorkommnisse und die Kläglichkeit der Menschen, mit denen ich zu tun habe und denen ich nicht aus dem Wege gehen kann, trübt die Hoheit der Stimmung . . . Oft möchte ich bitterlich weinen!"

Nur die wachsende Freundschaft geistig hochstehender Männer und Frauen konnte ihm einigen Trost gewähren. Anton Ritter von Spaun, bekannt als Germanist, Historiker und Philosoph, Statthaltereirat Johann v. Fritsch, der verdienstvolle Personalreferent für Schulangelegenheiten, beide in Linz, schlossen sich freudig dem Dichter an. In der Ferne aber schlugen ihm nicht minder treue Herzen. Die Familie des Kupferstechers Axmann, die Schriftstellerin Mariam Tenger, die Dichterin Betty Paoli und vor allem die geniale, gemütvolle Schwester des Dichters Josef Freiherr von Eichendorff, Luise, die mit hingebungsvoller, ja schwärmerischer Verehrung Stifter zugetan war. Auch äußere Ehrungen wurden ihm zuteil. Kaiser Franz

Josef und Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der mit Stifter in persönlichen Briefwechsel trat, suchten seine Verdienste durch hohe Auszeichnungen zu würdigen. Die Erzherzogin Sophie schätzte ihn sehr. Freilich die weiten Kreise des Lesepublikums drohten von ihm, dem gänzlich unpolitischen Dichter, allmählich abzufallen.

Stifters Lebenssonne neigte sich dem Abend zu. Brannte noch ihre späte Glut in seinem Bildungsroman „Der Nachsommer": im „Witiko", diesem groß angelegten geschichtlichen Gemälde aus der Zeit der böhmischen Herzoge, erlosch sie völlig. Im Dezember 1863 erkrankte er schwer. Es war der Anfang seines zeitlichen Endes. Stifter wurde seitdem nie wieder gesund. In den Lackerhäusern im bayrischen Wald, in Karlsbad, im oberösterreichischen Kirchschlag verbrachte er abwechselnd die nächste Zeit. An eine Erfüllung seines amtlichen Berufes war nunmehr gar nicht zu denken. Mit dem Titel eines Hofrats unter Belassung seines bisherigen Gehaltes und den ehrendsten Ausdrücken höchster Anerkennung wurde er in den Ruhestand versetzt.

Immer leidender gestaltete sich Stifters Aussehen. Immer qualvoller peinigten ihn seine Schmerzen. Eine wandelnde Leiche, war der früher behäbig starke Mann in den Straßen von Linz mitunter noch zu treffen. Sonst weilte er am liebsten zuhause bei seiner ihn sorgsam pflegenden Gattin, die ihm je älter, desto teurer ward. Sein krankhafter Zustand steigerte sich allmählich zur Raserei. In einem unbewachten Augenblicke, geistesgestört, suchte er sich selbst vom Leben zu

befreien. Es war kein freiwilliger, bewußt erlittener Tod, der ihn dahinraffte. Ein unheilbares Leberleiden verband sich mit dem Wahnsinn, um seine letzten Lebensstunden zu verdüstern. In der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1868 starb der unglückliche Dulder. Am 30. Januar begrub man seine irdische Hülle. Eine unübersehbare Schar von Kindern begleitete den Sarg zum Linzer Friedhof. Dichte Schneeflocken wirbelten vom Himmel nieder und verklärten mit ihrem leuchtenden Schimmer die stille Landschaft.

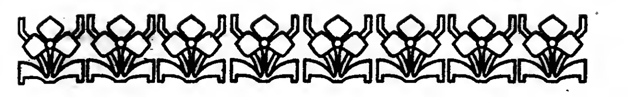
Wie kein anderer hatte Stifter die Natur gefeiert; nun war er für immer zu ihr zurückgekehrt.



Ist gleich der Mensch mit seinen Tugenden u. Geister für den Menschen das Herzerquickendste, so hat er doch Makeln, die uns wehe thun, während die Natur nur zwar nie mit der Lebens-wärme erscheint, wie der Mensch, aber uns auch niemals Schmerz-liches zufügt.

Wien am 22t. April 1848

Adalbert Stifter



„Ich verlangte die ganze Erde, alle Sterne, diese andern tausendmal größern Erden, ich verlangte die Liebe aller Menschen, der lebenden und der vergangenen, ja die der künftigen auch noch, ich verlangte die Liebe Gottes und aller seiner Engel, um es nur zu sättigen — dieses Herz."

Stifter.

Stifters Charakterentwicklung befand sich in stetem Flusse. Ein Mann von wahrhafter Bedeutung, konnte er darin keinen Abschluß finden; nur der physische Tod setzte ihm ein Ziel.

In seiner Kindheit ein rechter Wildfang, vermochte er grausame Scherze zu treiben. Kein Tier war vor ihm sicher. Dabei besaß seine Natur die Neigung, in sanfter Melancholie, ja selbst in tiefster Schwermut hinzudämmern. Als sein Vater tot war, hatte er die feste Absicht, sich aller Nahrung zu enthalten und so Hungers zu sterben. In seinem äußern Auftreten war er schüchtern und bescheiden. Nur dort, wo er sich bekannt fühlte, gab er sich selbst hüllenlos und ohne Scheu. Viel zu dieser gedrückten Zurückhaltung mögen seine materiellen Lebensverhältnisse beigetragen haben. Mittellos, war er stets auf fremde Unterstützungen angewiesen. Bis in sein spätes

Mannesalter hatte er unter dieser Abhängigkeit zu leiden. Nur allmählich, aber nie ganz, befreite er sich davon in der Burschenherrlichkeit seiner Wiener Studentenzeit.

Wie weder Menschen noch Hunde, weder Tische noch Stühle, nichts, was nicht festgenagelt war, vor ihm sicher blieb, wie er überall anstieß, alles umrannte, dabei aber der prächtigste Mensch war, einfach und sittig wie ein junges Mädchen, berichtet uns die Mutter seines Jugendfreundes Ludwigs von Collin. Überhaupt bilden jene Jahre den bedeutendsten Einschnitt in seiner Entwicklung. Damals und in der nächsten Folgezeit kämpfte er den größten Kampf seines Lebens, wurde der Jüngling zum Mann, der Mann zum Dichter. Spätreif und ein wenig schwerfällig war sein erstes Auftreten in der großen Welt. Seinem Genius hatte sie nichts zu geben, vieles aber seinem Charakter.

„Junge Leute von reicher Phantasie und hoher geistiger Begabung pflegen in der Jünglingszeit oft ein seltsames Wesen zur Schau zu tragen, das mit der inneren Unruhe ihres Werdens zusammenhängt. Sie leiden am Leben, das sie mit heftigen Sinnen vorausnehmen und mit der Voreiligkeit der Unerfahrung beurteilen und verurteilen." Diese Worte Wilhelm Weigands, eines späten geistigen Nachkommen Stifters, treffen auf diesen vollkommen zu.

Offenherzig, eindringlich, stürmisch, gewaltsam, vor allem aber im Innersten wahr spricht seine Individualität schon aus den ersten Briefen, die wir von ihm besitzen. Immer mehr entwickelte er sich zu einem

glühenden Sinnenmenschen. Damals, wo man in Österreich noch Zeit hatte, sich selbst zu leben, wo kein Jüngling zu fürchten brauchte, in politischen Niederungen des Alltags unterzugehen, damals reifte Stifter heran. Die heiße Liebe eines vollendeten Weibes erschien ihm als höchstes Erdenglück. In der fiebernden Unrast seiner schwellenden Gefühle verlangte er gierig die Befriedigung aller seiner Sinne.

„Daß ich ein Narr bin," schreibt er noch 1837 an seinen Jugendfreund Sigmund Freiherrn von Handel, „weißt du ohnehin; daß ich ein Narr voll unsäglicher Liebe zu dir und den andern des gewesenen Rundkreises bin, wirst du ja doch endlich auch wissen — — daß ich ferner ein Narr bin, der sich nur ein einziges Mal recht überschwenglich mit universumsgroßem Herzen werfen möchte an ein ebensolches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geistigen Abgrund aufzutun, in dem man sich mit Lust und Grausen stürzte — und eine Trillion Engel singen hörte — Jesus Maria! Ich könnte mich mit ihr in den Niagarafall stürzen — — — aber sie sind Gänse, die derlei für Phantasterei ausgeben und bei Ypsilanti nette Schmiseln kaufen."

Einmal schien es, als sollte seine brennende Sehnsucht Erfüllung finden. Als er Fanni Greipl kennen lernte, hoffte er darauf. Mit hingebungsvoller Schwärmerei verehrte er sie. Alles um ihn wurde von ihrem Bilde verdrängt. „Lächle nicht," so schrieb er 1829 von Wien aus an Fanni, „lächle nicht, wenn ich Dir sage, daß mir selbst das Essen nicht schmeckt, und daß ich mich schon allemal auf die Nacht freue,

wenn ich entweder schlafend von gar nichts weiß oder ein Traum mich täuscht, daß ich bei Dir bin. Fanni, Fanni, liebe, liebe Freundin! Wenn ich den Gedanken fassen sollte, daß wir uns einst trennen müßten — ich bitte Dich, übereile Dich nicht, wenn man Dir eine Partie vorführt — Du zerreißest mir das Herz, wenn ich Dich unglücklich wüßte — und doch, was wird es anders sein? — Ein Fremdling wird kommen und mit kalter Hand Dein Herz dahinführen, das mich und Dich unendlich glücklich gemacht hätte. Er wird Dich nicht kennen, Dich nicht nach Verdienst würdigen können — und mir — mir bricht es das Herz, wenn ich Dich in rohen, liebeleeren Händen wüßte. Doch wenn irgend Treue und Glauben in der Welt ist, so bitte ich Dich, baue und traue auf mich, eher verlasse ich das Leben, als ich Dich verlasse." Und in der Tat, Stifter hielt sein Wort, Fanni Greipl aber wurde nie die seine. Ohne ein Weib zu leben war ihm unfaßbar, und darum schloß er sich, als er die völlige Unhaltbarkeit seines Verhältnisses zu dem reichen, schönen Mädchen einsah, an ein anderes Wesen an, von dem er hoffte, daß dessen körperliche Reize den großen Trennungsschmerz vergessen lassen könnten. Alle Tugenden der früheren Liebe übertrug er auf die neue. Dennoch wucherte die alte Schwärmerei in seinem Herzen immer weiter fort, sie ließ sich nicht mit einem Male auslöschen und forderte ihr Opfer. Amalie Mohaupt, die spätere Gattin Stifters, wußte diesem eine dauernde Verbindung zur Pflicht zu machen. Freilich nicht gleich sollte sie seines Verlöbnisses froh werden. Stifter liebte sie in Wirklichkeit nicht. Wenn

sie ihn küßte, mußte er sich immer Fannis Lippen vorstellen, sollte ihm der Kuß von Amalia Wohlgefallen sein. Noch im August 1835, nachdem Amalia das Eheversprechen von Stifter bereits erhalten hatte, schrieb der glückliche Verlobte an Fanni: „Es gibt nur eine, eine einzige Liebe auf Erden und nach der keine mehr. Gekränkte Eitelkeit war es, zeigen wollte ich, daß ich doch ein schönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden wüßte — — — ach, ich hätte über dem Experimente bald mein Herz gebrochen. Je weiter zur Vermählung ich es mit Amalia kommen ließ, desto unruhiger und unglücklicher ward ich. Dein Bild stand so rein und mild im Hintergrunde vergangener Zeiten, daß ich, als ich Amalia das Wort künftiger Ehe gab, nach Hause ging und auf dem Kissen meines Bettes unendlich weinte — um dich." Fanni möge, schreibt Stifter, wenn es irgend möglich sei, ihre eigene Verlobung rückgängig machen, damit er doch wenigstens noch hoffen könne, sie dereinst als Gattin zu besitzen. „Sagst Du aber, Du liebest mich nicht mehr, so will ich es leiden, wie auch das Herz wehe tue, und will nur allein Dich zur Braut meiner Ideen machen und Dich fortlieben bis an meinen Tod." Dies war Stifters letzter Brief an Fanni, denn er blieb unbeantwortet. Und so trat der unglückliche Pflichtmensch nicht lange nach Fannis Hochzeit auch an den Altar, um Amalia als Gattin heimzuführen. Hatte er in den traumhaft schönen Studententagen, da er als Hofmeister in adeligen Familien so manche verführerische Komteß bewundern mußte, ohne in der Sturmflut seines leicht erregbaren

Herzens unterzugehen, hatte er damals den größten Trost, „ja gewissermaßen die Liebe einer Geliebten" in der Philosophie gefunden, mit treuen, edlen Freunden Jean Paulsche Herzensfeste gefeiert, so wußte er auch in seiner neuen, wüsten Lage die alte sittliche Haltung zu bewahren. „Was sind alle Liebschaften und Mädchen gegen ein Männerherz, fest, treu, glühend, gut und nimmer lassend von Recht und Freund! — Die Liebe ist die höchste Poesie, sie ist die weinende, jauchzende, spielende Musik — die Männerfreundschaft ist die schweigsame, edle klare Plastik: jene gibt einen Himmel selig und trunken (wie ihn weiter nichts gibt) — diese stellt erst die schönen, aber ruhigen Göttergestalten hinein. Wo ist die, die Deine Geliebte und Dein Freund zugleich ist?" Mit dieser Erkenntnis hatte Stifter früher einmal sein Herz getröstet, alle bösen Dämonen in seinem Innern gebändigt und unablässig nach dem Frieden in seiner Seele gestrebt. Jetzt, da er an ein geistig bedeutungsloses Weib, ein Bild ohne Gnade, gefesselt war, wurde er zum Märtyrer, zum Helden. In seiner Selbstüberwindung brachte er es so weit, Amalia schließlich zu lieben, als ob ihn kein einziger Gegensatz von ihr trennte. Er liebte sie aus Pflicht. 1866, wenige Jahre vor seinem Tod, als er, von ihr unfreiwillig getrennt, zu Kirchschlag weilte, konnte darum der Greis an Heckenast schreiben: „Die Trennung hat ein Herrliches gebracht. Nach der stillen und schweigsamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie sehr sie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und sie erfuhr es selber erst. Bei mir war es auch so. Achtundzwanzig Jahre mußten ver-

gehen, bis wir dies erfuhren." In diesen merkwürdigen Worten liegt zugleich ein Bekenntnis der Tragik in Stifters Leben. Die Frauen waren sein menschliches Unglück, und doch zog auch ihn das Ewig-Weibliche empor.

1840 erschien seine erste Novelle „Der Kondor". Wäre ihm alles im Leben geglückt, hätte er Fanni geheiratet und für den unbändigen Strom seiner Gefühle ein empfängliches Herz gefunden, würden wir diese Dichtung besitzen? Wir zweifeln daran. Kaum jemals hätte Stifter sein behäbiges, der Bequemlichkeit nur allzugern nachgebendes Wesen einer elementaren Dichtung preisgegeben, ohne den äußeren Zwang, sich innerlich ausleben müssen. In der Poesie berauschte er sein sinnentrunkenes Herz immer von neuem. In seinen „Studien" fand er die nie gekosteten Freuden befriedigter Liebe, die Freiheit für seine geheimsten Gedanken und Gefühle, Erhebung und Erlösung. Noch besaß er die Kraft einer überschäumenden Jugend, echte, tiefste Leidenschaft. Vor allem im „Kondor", im „Hochwald", in der „Narrenburg", im „Alten Siegel", in der „Brigitta" leuchtet ihr flammender Widerschein. Wenn man aus Stifters Leben die schmerzvollen Erschütterungen nicht wüßte, denen auch er wie die größten Dichter aller Zeiten ausgesetzt war, aus diesen Werken allein müßten wir seinen schwer leidenschaftlichen Charakter wahrnehmen.

Jene unvergleichliche Szene, da in der „Narrenburg" Graf Jodok von dem Ehebruch seiner Gattin Chelion mit Sixtus, seinem Bruder, erfährt, läßt keine Phase der größten inneren Erregung unberührt. Die

dunkle Ahnung des Verhängnisses, sein Gewahrwerden, Verachtung, Haß, grausamste Wollust, sie alle stürmen darin wild durcheinander. Wir folgen dem ungefähren Wortlaut des Dichters.

Gedrückt wie ein Tropenwald, auf dem schon die Wucht unsichtbarer Gewittermassen liegt, obgleich sich noch kein Wölklein gebildet hat, und die Sonne noch in dem dicken, schweren, trüben Blau des Himmels hängt, kehrt Graf Jodok heimwärts. Es war eine heiße Julinacht, und um den ganzen Berg hing ein düsteres, elektrisches Geheimnis, und seine Zinnen trennten sich an manchen Stellen gar nicht von den schwarzen Wolken. Selbst der Rappe, den der Graf ritt, war nicht, wie gewöhnlich, wenn er die Heimat witterte, freudig und ungestüm, sondern er stöhnte leise, und sein Nacken war feucht.

Wir sehen, wie der Dichter die leblose und belebte Natur in den innigsten Kontakt setzt mit dem Menschen und seinen Schicksalen, wie er den Bogen langsam und leise anspannt, um den Pfeil der tötenden Gewißheit abzusenden und die Seele in ihrem Innersten zu treffen. Graf Jodok weiß nicht, was ihn unheimlich treibt, nicht Eifersucht, nein, etwas viel Entsetzlicheres, er weiß den Namen nicht; aber es ist ihm immer, Chelion würde in dieser Nacht getötet, wenn er nicht zeitig genug käme. Er reitet den Berg zu seiner Burg empor. Nichts rührt sich, als wäre alles in die Finsternis eingemauert. Das Tor steht offen, aber sein Bruder Sixtus ist nicht zu Hause. An den weißen, langen Säulen des Hauses lecken die immer häufiger werdenden Blitze hinan. Da ist ihm, als

gleite eine Gestalt schattenhaft längs des Korridors. „Sixtus," schreit er, aber das Wesen springt mit einem furchtbaren Satze herab und seitwärts ins Gebüsch. Ihm ist, als klapperten ihm die Zähne, und er will weiter. Die Lawine hängt nun, der feinste Hauch kann sie stürzen — und er bleibt auch nicht aus.

Unsere Spannung wächst. Wir ahnen, wir kennen bereits die Leidenschaft, die sich entladen soll. Ein Weib, die Dienerin seiner Gattin, bringt die drohende Lawine ins Rollen. Im Todesschreck verrät sie dem plötzlich Heimgekehrten alles: „Graf Sixtus ist bei Eurem Weibe." Jodok weiß nicht, was er tut. „Es ist nicht wahr, Satan!" schreit er dem unseligen Wesen zu und schleudert es rücklings ins Gesträuch. Der Teufel in ihm beginnt sich zu rühren und flüstert ihm Ratschläge zu. Immer riesiger wird vor seiner Phantasie das Geschehene, und eine Tat ohne Namen, ohne Gestalt, wie ein Berg von Finsternis liegt vor ihm, dicht vor der nächsten Minute. Zu seiner Gattin drängt es ihn, und doch sträubt er sich dagegen, als sei es gut, er verschiebe es noch. Er greift nach einem Giftfläschchen und betritt dann das Gemach der verlorenen Gattin. Sanftes Lampenlicht fließt ihm entgegen und durch die hohen Glaswände schimmern bisweilen die lautlosen Blitze des Himmels.

Der Dichter legt alles darauf an, das größte seelische Ereignis nach außen hin unmerklich eintreten zu lassen. Er deutet mehr an als er sagt. Und doch bleibt uns keine einzige Falte in dem komplizierten Gewebe menschlichster Leidenschaft verborgen. Schläft Chelion? Graf Jodok tritt näher. Ihre rührende

Ruhe scheint ihm unfaßbar. Ihm ist, als träume er unter einer Bleilast und ringe furchtbar, um zu erwachen und seinen grausen Plan nicht zu erfüllen.

In dem entscheidenden Augenblicke, da die Raserei des aufgewühlten Mannes in einer Schreckenstat sich befriedigen möchte, da die toll aufgespeicherte Leidenschaft zum ungebändigten Ausbruch kommen soll, tritt die unerwartete Wendung ein. „O du schönes, du armes, du teures, teures Weib!" Ein tiefer Schmerz regt sich in dem Grafen, und mit ihm kommt Milde; er berührt sanft ihre Hand, sie regt sich, öffnet die Augenlider und sieht ihn mit ihren schönen Augen an. Er will ihre Unschuld glauben, allein sie bekennt. Und sie bricht in ein Schluchzen aus, als wolle sie ihre ganze Seele herausweinen, und sie erklärt ihm alles. Chelion will den Tod von Jodoks Hand. Ihn aber packt Entsetzen, seine Haare sträuben sich, er flieht ins Freie. Selbst die Natur sieht ihn vorwurfsvoll an. Im Sixtushause stehen alle Fenster schwarz und stumm, auf dem Berge ist Todesschweigen. Ein zerrissener Himmel flackert um ihn, schwarze Fahnen, daraus feurige Zungen greifen. Auf der höchsten Zinne des Burgfelsens angelangt, schleudert er das Giftfläschchen in den Abgrund. Er horcht auf — ein zarter Klang kommt herauf, wie es an den Steinen zerbricht — — — und ein Universum fällt bei diesem Klang von seinem Herzen. Es ist ihm, als höbe sich in diesem Augenblicke ein Lüftchen und lausche freundlich in den Sträuchern — der harte Himmel löst sich und fließt in weiche Schleier ineinander, und einzelne Tropfen schlagen gegen die Baumblätter. Und er

kehrt wieder heim zu seiner Chelion: „Schlafe nun ruhig, schlafe süß, ich krümme dir kein Haar, ich werde dich lieben fort und fort wie mein Weib, mein eigenes, einzig Kind — ich will dich noch zarter pflegen als sonst, daß du diese Nacht vergessen mögest — — gute Nacht, liebe, teure Chelion!" Sie duldet dies alles und sagt nichts. Er aber geht auf sein Zimmer und hört nur noch, wie ein leises, auflösendes Schluchzen ihm nachfließt.

Wie war es möglich, daß man einen Dichter, der solches schreiben konnte, jahrzehntelang für einen leidenschaftslosen Charakter ausgab, ja als einen „Fanatiker der Ruhe" der Literaturgeschichte einverleiben wollte. Stifter selbst gibt uns die Erklärung. Die Art und Weise, wie er empfindet und schildert, unterscheidet ihn wesentlich von den meisten Dichtern. Stürmische Affekte läßt er bei seinen Helden selten hervorbrechen, ihr glutvolles Wesen bleibt fast immer verhalten. Wie er selbst, besitzen alle eine ungemeine Selbstbeherrschung. Sie gehen den schwersten Konflikten nicht aus dem Wege, im Gegenteil, sie warten den Höhepunkt der stärksten seelischen Erregung ab, um sie im entscheidenden Augenblick mit unglaublicher Gewalt zurückzudrängen. Also nicht in wildbewegten Handlungen oder Personen dürfen wir bei der Betrachtung von Stifters Werken Leidenschaft suchen, sondern bloß in ihrem tiefsten Kern, nicht zügellos entfaltet, sondern gebändigt durch den festen Willen ihres Überwinders.

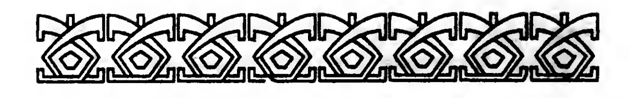
„Das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum, weil es in Shakespeares Stücken über

der Leidenschaft thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind)." Diese Worte Stifters könnte man auf die sämtlichen Werke seiner Blütezeit anwenden. Er hatte die Überzeugung, daß Leidenschaft in ihrer Entartung veräußerlichen müsse. Dieser Gefahr hielt er sein strenges Pflichtbewußtsein und sein inniges Gemüt entgegen. Er war aller Affekte fähig, aber eben deshalb suchte er ihre Wirkung zu mäßigen, ihren Einfluß einzuschränken und schließlich ganz zu vernichten. In seinem Streben, die menschliche Natur in Fesseln zu schlagen, sie zu vertiefen, zu vergeistigen, kannte er keine Grenze. Und so war es möglich, daß die späteren Fassungen auch der einzelnen „Studien" immer maßvoller, immer ruhiger seinen Charakter erscheinen lassen. Noch in den Fünfzigerjahren pochte in ihm das lebhafte Blut seiner glühenden Jugend; er hatte damals die Absicht, ein Drama „Maximilian Robespierre" zu schreiben. „Im Verbrechen," so meinte er, „und in seinem Sturze trotz aller übermenschlichen Kraft liegt eine erschütternde moralische Größe, und der Weltgeist schaut uns mit den ernstesten Augen an." Auch aus dieser Stelle können wir auf Stifters volle Erkenntnis der Leidenschaft als der entscheidenden Triebkraft im Menschenleben schließen. Aber nicht nur in den späten Fassungen seiner früheren Werke offenbarte der Dichter den Umschwung in seinem Innern, die wachsende Läuterung, wie er immer mehr ruhig und friedlich wird und endlich die Leidenschaft völlig verleugnet. Mehr noch als seine Briefe aus jener Zeit bestätigen uns dies seine letzten dichterischen

Schöpfungen. Zwischen dem Charakter des jugendlichen und demjenigen des alten Stifter gibt es keinen größeren Gegensatz als jenen, der sich etwa aus dem Verhältnis der „Brigitta" zum „Frommen Spruch" deutlich ergibt. Hier sind Puppen ohne jedes wirkliche Leben, Ausgeburten einer nüchternen, erstarrten Phantasie. Den verknöcherten, blutleeren Alten Dietwin und Gerlink entspricht das junge Paar gleichen Namens. Ihr unglaublicher Verkehr, ihre unmögliche Redeweise wird schon durch die folgende Stelle genügend charakterisiert. „Trinke nicht viel Wein, enthalte dich der Leidenschaften und sei mäßig . . .," sprach der Oheim. „Ich trinke, wie du weißt, nicht viel Wein," antwortete der Neffe, „bin auch sonst mäßig, habe gar keine Leidenschaften, nur Gefühle, und da sind die für dich und die Tante am mächtigsten."

Soweit hatte es Stifter schließlich gebracht. In seiner Bekämpfung der Leidenschaft, die ihn von Jugend an auf das Heftigste bewegt hatte, ging er als Mensch und als Dichter über die Grenzen weiser Zurückhaltung schließlich hinaus. Hatte er seine Jugendliebe in wildem Schmerze hingeopfert, in einer langen, kinderlosen, wenig erfreulichen Ehe sich selbst vergessen, so blieb ihm am Ende seines Lebens nichts anderes übrig, als geistig zu vereinsamen, die Leidenschaft als sein größtes Unglück zu verdammen und zugleich völlig außer acht zu lassen. Der tolle Wiener Student von ehedem hatte einem pedantischen Schulrat Platz gemacht. Nun konnte Stifter noch ein ethischer Richter über sich selbst sein, aber kein Dichter mehr.





„Die größte Begabung, der höchste Glanz des Geistes, der die Menschen in Staunen setzt, ist ein Sandkorn, ja ist nichts gegen die tiefe Liebe und Reinheit des Gemütes."

Stifter.

Mit Stifters Charakter hängt seine Weltanschauung auf das innigste zusammen. In seinem Gemüte wurzelte ihr geheimstes Wesen.

Von katholischen Eltern geboren, in einer Gegend aufgewachsen, die noch heute den konservativsten Anschauungen huldigt, bis an sein Ende ein, wenn auch im besten Sinn, vormärzlicher Österreicher galt Stifter zeitlebens als Katholik. Er war es in der Tat. Aber wir müssen gleich hinzusetzen, im persönlichsten Sinne, in der freiheitlichsten, menschlichsten Bedeutung.

Natürliche Religiosität atmete schon seine ganze Erziehung. Den größen Einfluß auf seine frühe Jugend übte in dieser Hinsicht seine Großmutter aus. Sie war von bibelfestem Stamm. Im „Heidedorf" tritt sie uns entgegen und Felix darin ist der junge Stifter selbst. Völlig biblisch sind Stimmung und Ausdruck. Seinen Helden möchte der Dichter, wenn es ihm erlaubt wäre, „mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern" vergleichen, „der auch auf der Heide vor Bethlehem sein Herz fand,

seinen Gott und die Träume der künftigen Königsgröße". Er läßt ihn auf eine Steinplatte steigen, unten sieht dieser dann im Geiste „die Könige und Richter und das Volk und die Heerführer und Kinder und Kindeskinder, zahlreich wie der Sand am Meere". Felix beschreibt ihnen „das gelobte Land", verheißt ihnen Heldentaten und zeigt ihnen endlich „das ganze Land der Väter", oder baut aus kleinen Steinen des Roßbergs Babylon und verkündet den Heuschrecken und Käfern seinen Untergang, „wie es ja Daniel längst vorhergesagt hat". Oder er „gräbt den Jordan ab, das ist der Bach, der von der Quelle fließt".

Eine wunderliche Liebe hegt er zur Großmutter. „Das alte Weib hatte in ihrem Leben voll harter Arbeit nur ein einziges Buch gelesen, die Bibel. Aber in diesem Buche las und dichtete sie siebzig Jahre. Jetzt tat sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese, aber ganze Prophetenstellen sagte sie laut her, und in ihrem Wesen war Art und Weise jenes Buches ausgeprägt, so daß zuletzt selbst ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und gleichsam Morgenländisches zeigte." Als Felix von der Großmutter Abschied nimmt, ruft sie ihm wie ihrem Sohne zu: „Ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaben gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott Jakobus!" Felix zieht nach Ägypten und in die Wüste. Heimgekehrt, bringt er Grüße von Jerusalem und von der Heide des Jordans. Den Nachbarn erzählt er von dem gelobten Lande, wie er dort gewesen, wie er Jerusalem und Bethlehem gesehen habe, wie er auf

dem Tabor gesessen, sich in dem Jordan gewaschen. — — Den Sinai habe er gesehen, den furchtbar zerklüfteten Berg . . ., getrocknete Blumen habe er und Kräuter aus jenem Lande, und Fußtritte des Herrn . . . Dereinst aber soll er vor dem ewigen Richter treten und sagen können: „Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das du mir anvertraut hast.“

Die Bibel begleitet Stifter auf allen seinen Lebenswegen. In den meisten seiner Dichtungen schimmert stilistisch ihr Einfluß durch. Immer sind ihm passende Stellen aus der Heiligen Schrift gegenwärtig. Über die Schwelle des Greisenalters hinaus bleibt sie seinem Gedächtnis getreu, unverwelklich in Jugendfrische.

In der gefährlichsten Zeit des Lebens, die jeder gereifte Mensch einmal durchgemacht hat, in den Jahren der letzten Jugendentwicklung, da alte Grundsätze ins Wanken geraten und neue aus dem unerschöpflichen Grunde der Seele emporsteigen, da eine Umwertung aller Begriffe erfolgt und der aufstrebende Geist Rätseln gegenübersteht, die er früher als Kind so einfach gelöst hat und nun nicht mehr zu lösen vermag, bewährt sich der echte Charakter. Frühgeniale, verworrene Naturen, wie Günther und Waiblinger es gewesen waren, leiden Schiffbruch. Ein Mann wie Stifter konnte an innerer Klarheit nur gewinnen.

Bei den fortschrittlich gesinnten Mönchen im Stift Kremsmünster hatte er, als er ihr Gymnasium verlassen mußte, von dem Wesen der Kirche den besten Eindruck empfangen. Der schlichte, deutsche Charakter der Geistlichen, die das politische Treiben späterer Zeiten weder kannten noch ihm huldigten, mußte in

Stifter ein Idealbild des religiösen Katholizismus erzeugen, wie es in Frankreich der Graf Montalembert, in Deutschland Bischof Sailer, in Italien der Priester Rosmini vertraten. Der Wiener Adel, in dessen Kreisen Stifter als Universitätsstudent viel verkehrte, mußte seine religiösen Anschauungen nur bestärken. In diesem Adel lebte noch ein Stück des seligen Klemens Hofbauer, und auch jene Aristokraten, die vielleicht anders lebten, als sie dachten, hüteten sich, äußeres Ärgernis zu geben. Auf der Hochschule selbst lebte ein pedantischer Josephinismus sein kleinliches Scheindasein. Die revolutionären Ideen der Burschenschafter Sand und Follen waren noch lange nicht hierher gedrungen.

Auch in seinem Mannesalter blieb Stifter dem Glauben seiner Kindheit treu. Als das Sturmjahr 1848 die Geister entflammte, wandte er sich, gleich Grillparzer, entrüstet ab. Aber während dieser in antiker Ruhe die Grundsätze des klassischen Altertums der neuen Zeit entgegenhielt, flüchtete Stifter in den Schutz der katholischen Kirche. In einer Reihe von Aufsätzen nahm er zu den brennendsten Fragen Stellung. „Wer sind die Feinde der Freiheit?“ behandelt das Problem, ob die Revolution zulässig sei. Die Frage wird entschieden verneint. Die „Sprachenverwirrung“ ergänzt die Antwort dahin, daß ein gesamtes Volk zum Regieren nicht berufen sei. Im „Census“ empfiehlt er das Klassenwahlsystem. Noch deutlicher tritt Stifters konservative Natur in seinen „Mitteln gegen den sittlichen Verfall der Völker“ hervor. „Die zwei Hauptmittelwege“, meint er, „sind Kirche und

Schule. Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüt nicht nur das Heil des einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle aller. Unsere gesamte Priesterschaft hat daher den heiligen, verantwortlichsten Beruf, durch die eindringendste Lehre und namentlich durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten."

Je mehr die Aufregung der Völker wuchs, je zerrütteter die Zeitlage wurde, je unglücklicher das große deutsche Vaterland, dem Stifter, der allzeit getreue Altösterreicher, mit begeisterter Liebe anhing, allen Patrioten erscheinen mußte, desto kräftiger wuchs in seinem Herzen die religiöse Überzeugung, desto kirchengläubiger wurde sein Gemüt. In demselben Maße, in dem er seiner Leidenschaft Herr wird, nimmt seine katholische Weltanschauung zu. In den letzten Jahren seines Lebens schreibt er die frömmsten Briefe an seine Gattin. Gebet und Arbeit gelten ihm als schönste Lebensaufgabe. Am 12. November 1865 erinnert er die Gattin an den Jahrestag ihrer Vermählung: „Ich will an dem für uns so wichtigen Festtage für uns beten und dann recht fleißig für Dich arbeiten," und am 15. November 1865 schreibt er ihr: „Ich sage Dir den innigsten, treuherzigsten und heißesten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Gesinnung, und ich glaube, außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht

besser begehen zu können, als daß ich Dir den Dank für Dein schönes Herz in diesen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens diesen Tag für die Darlegung meines Herzens bestimmt . . . Wenn Du Gott anrufst, daß er uns noch eine Zeit miteinander vereint leben lassen möchte, so ist dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels . . . Lasse uns aber bei unseren Bitten an Gott immer dazu sagen: Dein, nicht unser Wille, Herr, geschehe. Was er über uns verfügt, ist zu unserem Heile, und ich empfinde an diesem feierlichen Tage recht lebhaft, daß meine lange Krankheit und unsere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgesucht hat, auch zu unserem Heile ist." Einige Tage später, am 20. November 1865 spricht Stifter von dem Kranksein in der gleichen religösen Gesinnung: „Die lange Krankheit ist eine Heimsuchung, die den Übermut und die Sorglosigkeit, in die uns lange Gesundheit und lange glückliche Tage einwiegen, unterbricht, unseren Blick auf uns selbst und auf Gott wendet, uns unsere Fehler einsehen läßt und uns auf die Bahn des Besseren bringt."

Gern und häufig besucht Stifter die Kirche, um in ihr, wie er selbst sagt, „seine kirchlichen Gedanken zu haben". Immer und immer wieder preist er die Wunder der Schöpfung und Gott, der alles gemacht hat, und es ist ihm ein heiliges Gebet in seinem Innern.

Und dennoch, trotz dieses ausgeprägten Katholizismus, war Stifter den Konservativen seiner Zeit zu liberal. Er konnte sich eben nicht entschließen, sein Glaubensleben politischen Dogmen zu opfern. Seine Kirche war ihm zu groß und zu heilig, als daß er sie

dem Alltag je hätte ausliefern können. Aus seiner religiösen Gesinnung wollte er niemals einen irdischen Vorteil ziehen.

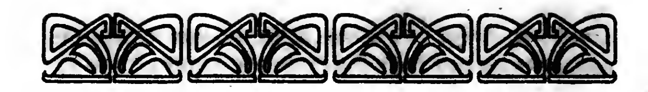
Richtig und schön hatte Josef Freiherr von Eichendorff Stifters „Studien", das reichste Bekenntnis seines Lebens, charakterisiert: „Vom Katholizismus ist unseres Erinnerns in dem Buche nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen, umgibt das Ganze wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach oben zu wenden."

Stifter gehörte zu jener geheimen christlichen Friedenskirche, der eine Reihe namhafter deutscher Dichter und Zeitgenossen ihr Herzensasyl verdankten. Droste-Hülshoff, Jeremias Gotthelf, Mörike waren in gewissem Sinne alle Stifters Glaubensgenossen. Liberaler als Eichendorff, erkannte auch er trotz seines Katholizismus nur eine einzige Literatur und Literaturgeschichte an. Er polemisiert gegen Eichendorffs historische Auffassung, obwohl er die Möglichkeit eines Irrtums in seinen eigenen Ansichten billigerweise zugibt: „Ich mag unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur einer, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesamten

Menschheit fassen, vielleicht heißt er das katholisch, dann habe ich von katholisch nicht den rechten Begriff."

Stifters Weltauffassung war weitherzig, groß und klar wie jene Goethes. Daran änderte auch sein persönliches Bekenntnis nichts, und darum wird er stets auch allen Deutschen ohne Unterschied der konfessionellen Anschauungen wert und teuer sein. Nicht umsonst verehrte er in Goethe mehr als den bloßen Dichtergenius, er suchte ihn auch als Menschen zu verstehen. Wenn dieser im „Wilhelm Meister" sagt: „Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut ansehen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken sind," so erkennen wir das gleiche Streben bei Stifter. Der Mensch lebe, so meint er einmal, nur ein einziges Menschenleben. „In diesem soll er vor seinem Gott den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen." Mensch zu sein ist im Grunde genommen auch für Stifter alles. An keiner Äußerlichkeit bleibt er haften. Immer dringt er in die Tiefe, in das Eigentliche und Wesentliche. So wird er jedem gerecht und erhebt sich über die engen Schranken zeitlicher und persönlicher Befangenheit zu den reinen Höhen einer großen, universellen Weltanschauung.





„Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde, haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische."

Stifter.

Als Stifter in die Literatur eintrat, hatte die Romantik ihre Herrschaft über die öffentliche Meinung längst eingebüßt. Unbarmherzig rottete das junge Deutschland auch die letzten Reste der romantischen Vergangenheit aus. Mit denselben Mitteln, mit denen einst der Klassizismus vom Throne gestürzt worden war, aber nur drastischer, lärmender, gewaltsamer arbeiteten die jungdeutschen Dichter und Denker, um die breiten Massen des Bürgertums neuerdings zu emanzipieren und ihm die phrygische Freiheitsmütze aufs Haupt zu zwingen. Noch lebten ruhmreiche Genossen des Heidelberger Kreises und traten mahnend, warnend und richtend vor ihre Mitwelt hin. Aber damit begaben auch sie sich in die politische Arena. Eichendorffs Gedichte, die damals zum ersten Male gesammelt erschienen, waren in dieser Ausgabe nicht ganz frei von konservativen Parteitendenzen, und gar Görres sprühte Feuer und

flammen aus den gelben Heften seiner „Historisch-politischen Blätter". Uhland wieder schmiedete an dem unseligen Ring der deutschen Einheit, wenn auch liberaler als die meisten Romantiker, so doch politisch durch und durch. Tieck, der lebensstarke Führer der ältesten Schule, der die praktische Fähigkeit besaß, sich veränderten Zeitverhältnissen nach Möglichkeit anzupassen, hielt sich in seiner Dresdener Einsiedelei ruhig zurück, während der mystisch-magische Flügel der Romantik in Klosterbruderstimmungen sein Heil suchte, weltfern und weltvergessen bei ekstatischen Frauen den Glauben der Kindheit wiederfand. So hatte es wirklich allen Anschein, als ob die proskribierte Romantik, die naive, tendenzlose Muse, bald in den letzten Zügen liegen würde.

Aber mitten in diesen Wirrnissen, räumlich weit voneinander getrennt, träumte ein glänzender Nachwuchs den alten, unvergänglichen Wundertraum von der blauen Blume. Droste-Hülshoff, Mörike und Stifter entwickelten sich unbewußt als echte Sprossen der großen romantischen Familie, deren Geist das beginnende zwanzigste Jahrhundert von neuem ergreifen, durchdringen und befreien sollte.

Die vom Pesthauch der modernen Großstadt, einem Erzeugnis jener Zeit, noch unberührten Kinder der roten Erde, Schwabens und des Böhmerwaldes reichten sich im Geiste die Hand zu einem neuen Bunde poetischer Erlösung. Stifter war als Dichter der glücklichste von ihnen. Gleich seine erste Novelle war eine Tat, die ihm ein weites Publikum eroberte. Droste-Hülshoff, die königliche Seherin unter den

dichtenden Frauen Deutschlands, konnte und kann nur ähnlich gearteten Gottsuchern angehören, Mörikes Verehrer sind auch heute leider bloß unter literarischen Feinschmeckern zu suchen, Stifters Werke aber bilden ein Gemeingut des gesamten deutschen Volkes. Hunderttausende besitzen ihn und werden ihn noch besitzen.

Stifter in der Blütezeit seines Schaffens ist durchaus Romantiker. Ausgehend von Tieck, dem Altmeister der deutschen Novelle, von Jean Paul, dem genialen Baumeister verschrobener epischer Labyrinthe, und ihrem tollsten Geisterseher, E. T. A. Hoffmann, schuf er in seinen „Studien", dem schönsten und reichsten Blütenkranz seines Ruhmes, etwas Neues, völlig Unerwartetes, etwas Großes im Kleinen. Mit dem glühenden Herzen eines Jünglings und dem resignierten Geist eines Mannes, der die ersten Stürme seines Lebens hinter sich hat, ging er ans Werk.

„Meine sämtlichen Schriften sind, da ich für Taten keinen Raum finde, mein sämtliches Leben." Diese Selbstcharakteristik Lenaus kann in ähnlichem Ausmaß auch von Stifter gelten. Der „Kondor" ist sein erstes freimütiges Bekenntnis. Der innere Konflikt zwischen dem schüchternen, bescheidenen Maler Albrecht und der stolzen, kraftgenialen Kornelia, zwischen gereifter männlicher Geschlossenheit und übermütigem, weiblichem Ehrgeiz ist nicht der einzige in dieser leidenschaftlich erregten Dichtung. Die menschlichen Klassengegensätze, die Standesvorurteile der vornehmen Gesellschaft verschärfen das Problem auch äußerlich. Ihnen unterliegt die heiße Liebe Albrechts und Kornelias. Das Weib begräbt in maßlosem Leid

das Glück des eigenen Lebens, der Mann aber — und der ist kein anderer als Stifter selbst — findet in der Entsagung, dieser herben Frucht trotzigen Selbstbewußtseins, eine neue Quelle der Läuterung seines vorwärts und aufwärts strebenden Charakters. Zwischen der Abfassung des „Kondors" und des ersten novellistischen Jugendversuches „Julius", der unvollendet blieb, liegt ein Zeitraum von dreizehn Jahren. Aus dem ungelenken Schüler Tiecks ist indes ein glühender Verehrer Jean Pauls geworden. Wichtige Motive entlehnt er ihm ohne Bedenken, lästige Kuriositäten ahmt er ihm nach, in der komplizierten Form der Darstellung folgt er ihm nur allzugerne, ja selbst das Jean Paulsche „Blumenstück" und „Fruchtstück" pflückt er aus dem wildverwachsenen Garten dieses Tausendkünstlers. Aber auch E. T. A. Hoffmann hat bei der Geburt des „Kondors" Pate gestanden. Der romantische Kater, ein Ableger des Katers Murr, die solenne Mondscheinszenerie, in der die Reize seines Charakters erst offenbar werden, bilden die stimmungsvolle Beigabe zu dieser schwerblütigen Schöpfung eines spätreifen Dichters. Trotz aller Anlehnung an fremde Vorbilder, trotz des schwärmerisch überquellenden Jugendstils, trotz des wenig befriedigenden Schlusses, der mehr dem Präludium für ein großes Werk als dem Ausgang einer kleinen Handlung entspricht, ist der „Kondor" eine vortreffliche Novelle. Der verheißungsvollen Ouverture sollte bald die ganze gewaltige Oper folgen.

Freilich in den „Feldblumen", dieser köstlichen Reminiszenz aus der Wiener Studentenzeit, diesen

losen Tagebuchblättern eines endlich doch beglückten Bohemiens, finden wir den richtigen Anschluß nicht. Die „Feldblumen“ dürften vielmehr, wenigstens im Keime, früher entstanden sein als der „Kondor“. Stil und Stimmung erinnern beständig an Stifters Briefwechsel mit dem befreundeten Freiherrn von Brenner aus der Mitte der dreißiger Jahre, da er in der Heimat oft stundenlang unter wehenden Föhren oder blätternden Birken liegt, nichts liest als sich selber, den scheckigsten Bildern nachjagt und Gedichte macht, mit denen er sich abends die Pfeife anzündet. Kein tragisches Erlebnis stört die glücklichen Träumereien Lothars, der wieder ein Maler ist und am Ende seine Angela heimführt. Sie ist nach Jean Pauls „Levana“ erzogen worden, hat sich Tiecks „Vittoria Accorombona“ zum Muster genommen und bedeutet in allem das verkörperte weibliche Ideal. Soweit vermissen wir noch immer den eigentlichen Stifter.

Aber schon im „Heidedorf“, worin er die Geschichte seiner Jugend mit den innigsten Umrißlinien und den leuchtendsten Farben eines Künstlers darstellt, dem Dichtung und Wahrheit eins sind, hat der schüchterne Anfänger die willkürlich sich selbst errichteten Schranken durchbrochen, seinen eigensten Wert entdeckt und sich als Meister gefunden. Das „Heidedorf“ ist nach August Sauer die erste große Probe Stifterscher Heimatschilderung. „Vielleicht hat ihm schon hier der Vergleich mit fremden Landschaften die Zunge gelöst: Lenaus und Annettens Heidebilder und die Reisebeschreibungen bei Cooper, Irving und Sealsfield.“ Ein süßer, heimlicher Herzenston klingt aus

den Hecken und Hängen des „Heidedorfs“ wie der Abschiedsgruß der eigenen seligen Kindheit. Felix, der Heideknabe, wandert in die Welt, dort ein Mann zu werden. In der Fremde lernt er ein Mädchen kennen, das ihn mit seiner Liebe beglückt. Gleichzeitig zieht ihn jedoch ein anderes himmlisches Wesen in seinen Bann. „Ein Geschenk ist ihm geworden, das den Menschen hochstellt und ihn doch verkannt macht unter seinen Brüdern — das einzige Geschenk auf dieser Erde, das kein Mensch von sich weisen kann. Auf der Heide hatte es begonnen, auf die Heide mußte er es zurücktragen. Bei wem eine Göttin eingekehrt ist, lachenden Antlitzes, schöner als alles Irdische, der kann nichts anderes tun als ihr in Demut dienen.“ Felix verzichtet darum auf die Güter der Erde; treu sich selbst und seiner Kunst, kehrt er in die Heimat zurück. Eine schwüle, schwere Gewitterluft brütet über der Landschaft des Heidedorfs, das er nun wiedersieht. Auch in seiner Seele spürt er das Wetterleuchten nahender Entscheidung. Und in der Tat! Seine selbstgewählte Stellung in der Welt verhindert sein Eheglück mit dem schönsten und besten Mädchen. Auch dieser Felix hatte seine Fanni verloren. Aber der Unglückliche scheitert nicht, er wird zum Helden. Er richtet sich empor, und im tiefen, tiefen Schmerz ist es ihm wie eine zuckende Seligkeit, die ihn belohnt.

Dem „Kondor“ als der Verheißung war das „Heidedorf“ als Erfüllung gefolgt. Nun brauchte der Dichter nur mehr auf der Höhe zu bleiben, und sein Ruhm war gesichert. Im „Hochwald“ und in der

„Narrenburg", die er in den Jahren 1842 und 1843 vollendete, erreichte er die Gipfel seiner Kunst. In beiden Dichtungen griff er in die Vergangenheit zurück. Mit der einzigen Treue dichterischer Wahrheit läßt er alte Zeiten wiedererstehen. Und neues Leben blüht aus den Ruinen der „Narrenburg", auf deren Zinnen, um mit Eichendorff zu reden, die irdische Liebe fromm, heiter und einfach ihren bunten Brautkranz ausgehängt hat, während sie mit ihrer Wehmut den ganzen „Hochwald" wie in tiefes Abendrot versenkt.

Mit Posaunenstößen hatte das junge Deutschland der ganzen Welt den glänzenden Zauber der Großstadt gepredigt, die romantische Waldeinsamkeit weidlich verspottet und in die alten Burgen und Schlösser, die in der Gegenwart höchstens für Räuber interessant sein sollten, das Sturmlied einer neuen Zeit geblasen. Wer mochte, wer konnte da widerstehen? Stifter wagte den Kampf und gewann. Aus seinen Kremsmünsterer Schulerinnerungen holte seine Phantasie die unvergeßlichen Lederstrumpfgeschichten von neuem hervor. Nach der stillen Heldengröße des Hirschtöters bildete er sich eine neue Gestalt. Die unendliche Majestät des amerikanischen Urwaldes glaubte er in den Riesen seines heimatlichen Böhmerwaldes wiederzuerkennen. Um sich selbst zu befruchten, verschmähte er auch die gangbarste Unterhaltungsliteratur des Tages keineswegs. Die volkstümliche Gespenstergeschichte vom „Freischütz" ließ er auf sich wirken. Auch die guten Geister der Romantik verließen ihn nicht. Aber das Beste des „Hochwalds" schöpfte er aus eigener Kraft.

Der Dreißigjährige Krieg schleudert seine düster lohende Brandfackel in den tiefen Waldfrieden des Schlosses Wittingshausen, auf dem ein edler Freiherr mit seinen Töchtern Johanna und Klarissa seit Jahren ein stilles Glück der Häuslichkeit genießt. Da die feindlichen Heere immer näher rücken, entschließt er sich, die Seinen in völlige Sicherheit zu bringen. In der Nähe des schwarzen Hochsees am Blöckenstein, von allen Straßen weitab gelegen, überläßt er sie der Obhut eines greisen Dieners. Überwältigend ist die Ruhe und Einsamkeit der Gegend, rührend der kindliche Sinn der beiden Mädchen. Aber um so gewaltiger hebt sich von diesem unvergleichlich einfachen und friedlichen Hintergrund das Walten der höchsten Leidenschaft ab, die Klarissas Herz durchwühlt. Ronald, der Sohn Gustav Adolfs, der sich einst hoffnungslos von ihr getrennt hatte, naht ihr wieder. „Wie schwach und wie herrlich ist der Mensch, wenn ein allmächtig Gefühl seine Seele bewegt und ihr mehr Schimmer und Macht verleiht, als im ganzen anderen toten Weltall liegt!" Und allen Hindernissen zum Trotz feiern die beiden im verschwiegenen Wald ihre geheime Verlobung. Der Zwang des Schicksals trennt sie von neuem. Ronald muß zurück zu seinem Heere. In Freude und Leid gehen den Schwestern nun die Tage dahin, je nachdem Hoffnung oder Furcht ihre Herzen erfüllt. Das unerbittliche Schicksal kennt kein Erbarmen. Das Schloß Wittingshausen wird ein Raub der Flammen, der Vater und Ronald fallen im Kampfe. Und die Wucht dieser Ereignisse zermalmt auch zwei schuldlose Seelen unrettbar verloren für immer.

In der „Narrenburg“ konnte sich der Dichter des „Hochwalds“ nicht mehr übertreffen. Ist die Naturschilderung in dieser Studie vielleicht die schönste in der deutschen Erzählungsliteratur, ein Beispiel größter plastischer Begabung, die einem Dichter eignen kann, so treibt die Romantik der „Narrenburg“ wieder die üppigsten Sprößlinge einer glänzenden Phantasie. Ein unnatürlicher Bann bedingt den Verfall des Geschlechts Scharnarst. Der Ahnherr des Hauses hat den Besitz des Gutes testamentarisch an die Ablegung und Erfüllung eines doppelten Schwures geknüpft. Jeder Erbe muß sich verpflichten, seine Lebensgeschichte eigenhändig aufzuzeichnen, ohne ein nennenswertes Ereignis zu unterdrücken; und um die abstruse Wollust noch weiter zu treiben, wird er gezwungen, alle vorhandenen Biographien seiner Vorgänger aufmerksam zu lesen und getreulich aufzubewahren. Dadurch sollen die Nachkommen gebessert werden. Allein das Gegenteil tritt ein. Die Burg verfällt. Das Geschlecht gerät in Vergessenheit. Sein letzter Sproß ist aus engen, bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen und kommt zufällig zu dem ihm völlig unbekannten, verwitterten Haus seiner Ahnen. Der Volksmund nennt sie die „Narrenburg“. Aus dem Archiv erfährt er, daß er ihr rechtmäßiger Besitzer sei. Und dieses Glück ist ihm die Quelle eines neuen, viel größeren, das jetzt sein Leben krönt. In diese primitive Fabel, die von Tiecks „Klausenburg“ und Hoffmanns „Majorat“ beeinflußt, der Idee der Schicksalstragödie bedenklich nahe kommt, ist jedoch eine zweite Handlung eingeflochten, die dem Ganzen

seinen eigentlichen Reiz verleiht. Die Geschichte des Grafen Jodok in der Chronik seines Hauses leuchtet als zaubervolle Perle aus dem einfachen Schmuckkasten dieser Rahmenerzählung hervor. Die echt menschliche Tragik der schon früher behandelten Ehebruchsszene beweist wie keine zweite die Kraft des keuschen Dichters, mit dem Licht seiner psychologischen Erkenntnis in die dunkelsten Tiefen seelischer Verirrungen hinabzuleuchten, ohne daß es darin erlischt. Stifter bleibt immer der objektive Künstler und Charakter, der zwar sein heißes Herzblut opfert, niemals aber seine Würde.

1841 begann Stifter eine größere Erzählung: „Die Mappe meines Urgroßvaters". Sie war und blieb sein geistiges Schmerzenskind. Denn fast bis zum letzten Augenblick seines Lebens arbeitete er an ihr. Mehrere Fassungen, voneinander wesentlich verschieden, erschienen im Druck. Sie ist eine Art Chronik und sollte später Roseggers bedeutendstem Werk, den „Schriften eines Waldschulmeisters" vorbildlich werden. In einer uralten Truhe seines Vaterhauses findet der Dichter die Aufzeichnungen seines Urgroßvaters, der ein bekannter und begabter Arzt gewesen war. Was nun dieser Doktor Augustinus seit seiner Prager Studentenzeit erlebt, wie er in einem einsamen Tal im Verkehr mit einem vielerfahrenen, edlen Obrist zu einem wetterfesten Charakter heranreift und schließlich Margarita, dessen einzige Tochter, als Gattin heimführt, ist eine rührend einfache Geschichte, in der Stifter mit der Antike wetteifern wollte. An den unablässigen Änderungen der „Mappe" können

wir seinen geistigen Entwicklungsgang bis ins einzelne verfolgen. Deutlich wird uns Stifters wachsende Hinneigung zum Klassizismus offenbar. Langsam und allmählich wandelt er Goethes Spuren nach. Niemals freilich schwört er der Romantik, die seine Blütezeit erfüllt hat, völlig ab. So ist die „Mappe" für die Erkenntnis seines dichterischen Werdeganges von größtem Interesse.

Wie Schiller im „Wilhelm Tell" eine Gegend schildert, die er nie gesehen, mit einem Volke lebt, leidet, kämpft und siegt, das er nur aus den Büchern der Geschichte kennt, so wagt auch Stifers Gedankenflug im „Abdias" eine neue, ihm völlig fremde Erde zu erfassen. Das Hiobsschicksal des alten Juden in der trostlosen Wüste, der nach dem Tode der Gattin aus Liebe zu seinem einzigen wundervollen Kinde, zu Ditha, die unwirtliche Scheinheimat verläßt, um eine noch herzlosere, das moderne Europa, zu finden, wird zu einem ergreifenden Charaktergemälde verklärt. Ditha ist blind. Sie kann die Schönheit der Natur nicht genießen. Ihr Vater ist ihr einziger, ihr größter Schatz. Durch einen Blitz, der in ihrer Nähe einschlägt, wird sie eines Tages auf das heftigste erregt und erlangt das Augenlicht, freilich nur für kurze Zeit. Denn bald darauf rafft sie ein Blitzschlag dahin in der Blüte ihrer Jugend. Im „Abdias" steckt das stärkste Bekenntnis des Stifterschen Optimismus. Für ihn gibt es kein Fatum als letzte Unvernunft des Seins. Er ist überzeugt von der alles erwägenden, alles bestimmenden Gerechtigkeit Gottes. „Und haben wir dereinst recht gezählt, und können wir die Zählung

überschauen, dann wird für uns kein Zufall mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden." Die Entwicklung eines blinden, verzogenen Mädchens, die wachsende Verbitterung und Verhärtung eines mit dem Unglück unlösbar verknüpften männlichen Charakters stellte der Darstellung des Dichters eine schwierige Aufgabe. Allein auch diesmal versagte seine psychologische Analyse nicht. Je verwickelter ein Problem sich zu gestalten schien, desto berufener war Stifter, es poetisch zu lösen.

In den „Feldblumen" hatte Stifter die Ansicht geäußert: „Außerordentliche Menschen, Genies und Narren sollten gar nicht heiraten . . ." Der innere Kampf um Liebe und Ehe beschäftigte ihn auch jetzt noch immer. Vor allem „Brigitta" und „Das alte Siegel" geben seiner damaligen Stimmung erschütternden Ausdruck. Beide Erzählungen stehen in unleugbarer Wechselbeziehung zueinander. Die unverstandene Frau, jener Typus, der später durch Ibsen literarisch die krasseste Gestalt annehmen sollte, beherrscht die Handlung hier wie dort. Aber während Brigitta, schuldlos und im höchsten Sinne von heldenhafter Keuschheit beseelt, die Zeit abwartet, wo ihr rechtmäßiger Gatte wieder zur Erkenntnis ihrer Liebe gelangt, befreit sich Cöleste im „Alten Siegel" heimlich von den drückenden Fesseln und schenkt dem ahnungslosen, unberührten Hugo Almot Seele und Leib. Brigittas Charakter wird belohnt, Cöleste scheitert. Beide Male tritt das Kind als Frucht der alten gemeinsamen Liebe zwischen die Getrennten. Der Knabe

Brigittas fördert die Versöhnung, das Mädchen Cölestens aber vermag als natürliche Tochter Hugos den harten Sinn dieses in der Verteidigung seiner Ehre unbeugsamen Edelmanns nicht zu ändern. Hieronymus Lorm, dieser bedeutende Philosoph und Kritiker, sagt einmal: Lenz, Nacht, Sonne, Wintersturm im Menschenherzen, also die gesamte psychologische Welt erforsche und umsegle Stifters „Brigitta". Diese Erzählung ist auch weit selbständiger als „Das alte Siegel", in dessen erster Fassung vor allem Hoffmannsche Motive in Spukgestalten durcheinanderwirbeln und auch Tiecks und Jean Pauls Einflüsse deutlich hervortreten.

Ebenso erfüllt in Stifters folgender Erzählung „Der Hagestolz", der vollendeten Charakterstudie eines in seiner Jugend um die Liebe getäuschten starkmütigen Greises, echte Romantik die dichterische Phantasie. Tiecks Novelle „Der Alte vom Berge" und Jean Pauls „Hesperus" sind seine Vorläufer. Die ähnliche Gestalt eines Sonderlings, nur grotesker und komischer, zeichnet Stifter im „Waldsteig" als Tiburius Kneigt. Trotz dieser deutlichen Abhängigkeit von früheren romantischen Dichtungen begeht Stifter an seiner Originalität keinen Verrat. Den meist schattenhaften oder ironisierten Helden seiner Muster entsprechen bei ihm ernste, offenkundige, scharfumrissene Charaktere. Echte, verinnerlichte Leidenschaft statt unklar verworrener Affekte, eine in ihren intimsten Reizen erfaßte Landschaft als Untergrund an Stelle einer unplastischen, wie ein Irrlicht sich verlierenden Natur, das sind im wesentlichen die großen

Vorzüge Stifterscher Eigenart. Aber einer Gefahr vermag sie auch schon in den „Studien" nicht völlig auszuweichen. Die Versuchung, in behaglicher Breite zu erzählen, steigert sich bei ihm und wird schließlich so stark und groß, daß er ihr erliegt. In den „Zwei Schwestern", die sein musikalisches Gefühl in ein helles Licht setzen, mag man nur ungern die geschlossene Kürze der Novelle missen. Die 1853 in den „Bunten Steinen" nach den „Studien" gesammelten kleinen Erzählungen lassen diesen Mangel noch mehr verspüren. Völlig aber weicht er in den großen Romanen seines Alters von der frischen, lebhaften Darstellungsweise, etwa der „Narrenburg", ab.

Die alte und doch wieder ewig junge Geschichte von dem armen Mädchen, das die Liebe eines hohen Herrn gewinnt und seines früheren Geliebten vergißt, dann freilich, als es sein Ziel erreicht hat, seines scheinbaren Glückes nicht froh werden kann, erzählt „Der beschriebene Tännling", mit dem Stifter seine „Studien" beschließt. Der ganze Reiz der heimatlichen Landschaft ist über diese anmutige Erzählung ausgegossen, das Zeitkolorit des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet getroffen. Die Volksfeste und Treibjagden schildert der Dichter mit einer Lebendigkeit, die bei jener sich allmählich vorbereitenden Umwandlung in seinem Innern fast wunder nimmt. Das Hohelied der Entsagung, mit der Stifter sein persönlichstes Lebenswerk krönte, klingt aus dem „Beschriebenen Tännling" wieder. Er ist der letzte seiner glühenden Abschiedsgrüße an Fanni.

„Leidenschaft ist verächtlich, Mäßigung ist Kraft, nicht Schwäche." Diesem Grundsatz, der sich bei Stifter immer mehr durchsetzt, entsprechen die „Bunten Steine" vollauf. Ludwig Richter zeichnete in wesensverwandter Gesinnung das Titelblatt zu den anspruchslosen, ursprünglich für die heranwachsende Jugend bestimmten Geschichten, denen wiederum Erinnerungen aus dem eigenen Leben zugrunde liegen. Gleich die erste, „Granit", erzählt eine Begebenheit aus des Dichters frühester Jugend, sein erstes schuldloses Versehen, das der gute Großvater gutzumachen sucht. Und wie er diesem also ein Denkmal setzt, erweist er sich im „Kalkstein" seinem geistigen Wohltäter P. Plazidus Hall in Kremsmünster dankbar. Der brave Pfarrer dieser sofort nach ihrem Erscheinen im englischen „Athenäum" bewunderten Erzählung, die Goldsmiths „Landprediger von Wakefield" und Grillparzers „Armem Spielmann" ebenbürtig an die Seite tritt, ist ein innerer Held, der trotz seiner Not den Mitmenschen alles aufopfert und noch im Tod der armen Kinder seiner Gemeinde gedenkt. Im Gegensatz zu dem tiefen, süßen Frieden, der den „Granit" und „Kalkstein" erfüllt, mahnt der „Turmalin" nur allzusehr an die düstere, schwere Stimmung des „Alten Siegels" und der „Narrenburg". Stifter schildert darin den Verfall einer Familie, ausgehend von dem Ehebruch einer schönen Frau. Der unglückliche Gatte, ein angesehener Rentner, wird trübsinnig und verschwindet aus der Welt. Als Pförtner eines Herrenhauses in einer Wiener Vorstadt verbringt er sein trauriges Dasein mit seiner geistig verkrüppelten

Tochter. In erbarmungsloser Tragik löst sich das Geschick dieses echt Hoffmannschen Charakters auf, und man fragt sich vergeblich nach den Gründen, warum gerade er so schwer geprüft werden muß. Psychopathisch ist die Dichtung von hohem Werte. Sie bekundet von neuem, daß auch die verworrensten Nachtseiten menschlichen Seelenlebens Stifter kein Geheimnis waren, sondern, beleuchtet von seinem überlegen scharfem Geiste, wiedergegeben mit der wärmsten Teilnahme eines mitfühlenden Dichterherzens, in uns selbst nur eine hohe und reine Wirkung auszulösen imstande sind.

Einem Erlebnis am Hallstättersee verdankt die Idee zum „Bergkristall" ihre Entstehung. Die beiden Kinder, die in der Christnacht den Weg nach Hause verfehlen und in ein Gletschermeer geraten, schließlich aber gerettet werden, bilden bloß die passende Staffage zu dem großartigen Landschaftsgemälde aus dem Eis- und Schneegebiet der Hochalpen. Die Naturschilderung ist hierin von einziger Eigenart, so daß des bescheidenen Dichters Kleinmut nicht zu begreifen ist. „Hätte ich," schreibt er in diesem Sinne, „zum ‚Bergkristall' nur die Möglichkeit, in späterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu fassen, bei allen Himmelsmächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden." Er ist es auch so, ohne daß Stifters Wunsch, die Erzählung umzuarbeiten, je in Erfüllung ging.

Eine Erinnerung an Stifters Ziehtochter, Juliane, die freiwillig einen frühen Tod in den Wellen der Donau fand, Reminiszenzen an das braune Mädchen

in Goethes „Wilhelm Meister“, an Hoffmanns „Fremdes Kind“ und „Die Elfen“ Tiecks liegen dem „Katzensilber“ zugrunde. Das unbekannte, wunderbare, scheinbar heimatlose Wesen, das von einer mitleidsvollen Familie aufgenommen wird, eines Tages aber unwiederbringlich verschwindet, steht im Vordergrunde der von allem innigen Zauber der Waldeinsamkeit umfluteten einfachen Handlung.

In der „Bergmilch“, dem letzten der „Bunten Steine“, die Jean Pauls unablässigen, unveränderten Einfluß schon in der Wahl der einzelnen Titel verraten, ist die hyperromantische Fabel alles, die Seelen- und Naturschilderung verschwindet völlig, nur der behagliche Humor dieser krausen Geschichte mag uns mit ihr selbst versöhnen.

Noch eine Reihe weiterer kleinerer Erzählungen verfaßte der Dichter in der Folgezeit, aber nur in wenigen erreichte er annähernd die Höhe der „Studien“ wieder. Bedenklich machte sich immer mehr ein ermüdender Altersstil geltend. Große Romanpläne bemächtigten sich seines Interessenkreises. Amtssorgen und Krankheiten raubten ihm viele Mußestunden. Darum muß auch das Urteil über die Erzählungen, die Johannes Aprent nach Stifters Tod gesammelt hat, ganz anders lauten als es die zeitgenössische Kritik aussprach. Ihrem mangelnden Verständnis für den Gesamtcharakter des Dichters ist die lange literarische Mißkennung Stifters zum größten Teile zuzuschreiben. Ohne alle Mängel seiner nachgelassenen Schriften zu übersehen, erfreuen wir uns für allezeit des tollen „Prokopus“, der wie ein

Epilog der „Narrenburg" diese anregend und wirkungsvoll ergänzt, und des lieblichen „Kusses von Senze", um dessentwillen schon auch diese Sammlung von Erzählungen unvergessen bleiben soll.

1857 vollendete Stifter den „Nachsommer", jenen großen Bildungsroman, der in der langen Kette, die vom „Simplizius Simplizissimus" über Goethes „Wilhelm Meister", Jean Pauls „Titan" und Mörikes „Maler Nolten" zum „Grünen Heinrich" herüberleitet, eines der edelsten Glieder bildet. Kein Geringerer als Nietzsche rühmte seinen hohen, stilistischen Wert, der seine Prosa als mustergültig erscheinen läßt. Der Held des „Nachsommers" ist im wesentlichen der Dichter selbst. Wir sehen Heinrichs Charakter und Schicksale von der frühesten Kindheit bis zur schließlichen Vermählung sich entwickeln, wir bewohnen mit ihm das behaglich stille Elternhaus, wir begleiten seine vielen Fahrten und Wanderungen und empfangen gleich ihm die mannigfachsten pädagogischen Unterweisungen in Kunst, Wissenschaft und Literatur, Lebensführung und Häuslichkeit. Sein Lieblingsaufenthalt ist das Rosenhaus des Freiherrn von Risach, seines väterlichen Freundes. Beide lieben einander auf das innigste. Eines Tages erzählt ihm der alte Gastgeber auch die Geschichte seiner Jugend. Diese Zwischenerzählung belebt die Darstellung im „Nachsommer" ungemein. Besonders reizvoll ist die eingeflochtene Liebesszene, wohl aus der Rückerinnerung Stifters selbst geboren. Die starke, unauslöschliche, tiefsinnige Zuneigung, die Leidenschaft der Liebe führt den Freiherrn mit der verloren geglaubten Jugendgeliebten im

Alter wieder zusammen. Einst waren sie, dem Gebot der Eltern folgend, auseinander gegangen, jetzt wissen sie freiwillig zu entsagen, zufrieden mit der wechselseitigen Freundschaft, die sich vor allem in einer gemeinsamen, fürsorglichen Erziehung der ihnen anvertrauten Kinder äußert. Heinrichs Geliebte ist Natalie, die der Freiherr nach dem Tode ihres Vaters, des Gatten seiner nunmehrigen Freundin, adoptiert hat. Die jugendliche Ehe der beiden verklärt den Nachsommer des Greises als spätgeschautes Glück.

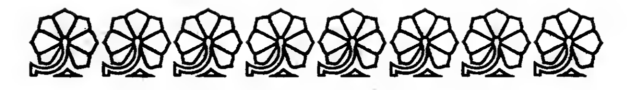
Der Held soll ursprünglich für keinen bestimmten Beruf ausgebildet werden, sondern vielmehr in der Selbstbestimmung völlige Freiheit bekommen. Er wird in verschiedenen Künsten und Wissenschaften, aber auch in Sportgegenständen unterrichtet, um dereinst nach seiner Neigung den passenden Beruf sich wählen zu können. Charakteristisch ist da die Meinung des Freiherrn von Risach, die er in Heinrichs Gegenwart ausspricht: „Ich wiederhole, daß der Mensch seinen Lebensweg seiner selbst willen zur vollständigen Erfüllung seiner Kräfte wählen soll . . . Es wäre die schwerste Sünde, seinen Weg nur dazu zu wählen, wie man sich oft ausdrückt, der Menschheit nützlich zu werden. Man gäbe sich selber auf und müßte in den meisten Fällen sein Pfund vergraben." Hier spricht Stifter dem Ausleben der eigenen Individualität das Wort, lange vor Nietzsche. Zwei Lebensideale scheint der Dichter in seinem Roman charakterisieren zu wollen, im Freiherrn das Ideal seiner Persönlichkeit selbst, das Altersglück seines Nachsommers, in Heinrich das allgemein menschliche Urbild eines verinnerlichten, nach

vollem Ausgleich aller Gegensätze strebenden Erdendaseins. Selbsterlebnisse und tatsächliche Gestalten liegen der Handlung vielfach zugrunde. Gemeinsame Schicksale des Dichters und des damaligen Finanzministers Baumgartner verdichten sich zur Lebensgeschichte des Freiherrn von Risach. Die Dichterin Betty Paoli, der Salon der Fürstin Schwarzenberg und diese selbst, alles Erinnerungen Stifters an seine Wiener Zeit, sind in einigen Szenen des „Nachsommers" wiederzuerkennen. Auch in ihm begegnen wir romantischen Einflüssen. Goethes Stil und Romantechnik verleugnet er nicht. Offenbar wird uns Stifters großes Ziel, Goethe zu erreichen. Muß man den Dichter der „Studien" lieben, so kann man darum auch dem Schöpfer des „Nachsommers" die Treue halten.

Hatte sich der Jugendsturm der Leidenschaft in diesem Roman zu leisem Hauch gestillt, im „Witiko", dem letzten und umfänglichsten Werke Stifters, ist sie völlig erloschen. Langjährige geschichtliche Studien, vielleicht auch ein gründliches Verständnis für Walter Scott müssen wir beim Verfasser dieses großangelegten Kulturgemäldes aus der Zeit der Blüte des Geschlechts der Rosenberger voraussetzen. Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene, ist nach Stifters Meinung das künstlerischeste Epos, und wenn Teile davon als Dichtung genommen werden, so sind sie am schönsten, wenn sie einfältiglich herausgehoben und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Freilich Stifters Ehrfurcht vor der Wirklichkeit der geschehenen Tatsachen ist so groß, daß sein „Witiko", ängstlich behütet, die geschichtlichen Schranken zu durch-

brechen, oft darauf verzichten muß, als Dichtung zu gelten. An ihm hat die herzerfrischende Stimmung des „Hochwalds" keinen Anteil mehr, obwohl auch im „Witiko" der heimatliche Böhmerwald den duftigen Hintergrund für die darin geschilderten Kriegsereignisse abgibt. Aus ihm hatte der Dichter dereinst seine beste und eigenste Kraft geschöpft, in ihm beschloß er auch sein letztes Werk. Sein unheilbares körperliches Leiden drückte seine Arbeitskraft. Bang und bebend fragte er sich oft, ob er es je werde vollenden können. Ein ganzer Mann — tat er auch als Dichter seine Pflicht. In diesem übermenschlichen, inneren Kampfe rang er seinen poetischen Kräften alles ab, was sie ihm noch zu geben vermochten. Als auch sie restlos aufgezehrt waren, nahm er Abschied von seiner Zeit. Ihn sollte fortan nur die Ewigkeit besitzen.





„Die Kunst ist nach der Religion das Höchste, was der Mensch auf Erden hat."

Stifter.

In dem berühmten Vorwort zu den „Bunten Steinen" setzt Stifter sein künstlerisches Glaubensbekenntnis auseinander. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne hält er für groß. Das prächtig einhergehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, hält er nicht für größer, ja er hält sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Und diese Ansichten über das scheinbar Kleine als das wahrhaft Große überträgt Stifter von der äußeren auch auf die innere Natur des menschlichen Geschlechtes. Wenige Jahre vorher hatte der Präraffaelit John Ruskin merkwürdigerweise dieselben Grundsätze in englischer Sprache ausgesprochen. Auch nach ihm „tut sich weder in den offenkundigen und lauten Offenbarungen der elementaren Energien, noch im Hagel-

schlag, nach im Treiben des Wirbelwinds der höchste Charakter des Erhabenen kund. Gott ist nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern im sanften, stillen Sausen . . . Die unaufdringliche Majestät ist in der Tiefe, in der Ruhe, in dem Bleibenden.“ Damit huldigen sowohl Stifter wie Ruskin einer eigenartigen Kunstanschauung, die sie unabhängig voneinander in ihren ästhetischen Schriften zu begründen suchen. Ihr Zusammenhang mit der schlichten, einfachen und bescheidenen Richtung des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts offenbart auf das beste ihren echt romantischen Charakter. Seit 1795, seit dem Erscheinen der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ von Wackenroder und Tieck, hatte die Romantik nicht nur in der Literatur, sondern auch in der bildenden Kunst ihren Siegeslauf angetreten. Der Antike wurde das deutsche Mittelalter, dem heidnischen Geist des Klassizismus das Christentum, der geleckten modernen Malerei des 18. Jahrhunderts Raffael, Leonardo da Vinci und vor allen Albrecht Dürer gegenübergestellt. Ja, allmählich ging man noch weiter. Man berief sich auf deren Vorläufer als die ursprünglichen Erzeuger jener glänzenden Epoche. In den Augen der romantischen Künstler war die Kunst nichts anderes als die treue Dienerin der Religion, der Genuß edler Kunstwerke galt auch ihnen als Gebet. Den eitlen Farbenprunk verachteten sie. Ebenso dachte Stifter. Wohl stand seine Anschauungswelt dem klassischen Altertum nicht ferne, besonders im Alter fühlte er sich immer mehr von ihm angezogen, aber seine Romantik vertrug sich damit.

In seiner ausgeglichenen Persönlichkeit konnte er auch durch Jahrhunderte getrennte Kulturen verbinden. Bestimmend für seine gesamte Kunstanschauung war seine Erziehung in einer geistlichen Anstalt. Sie war religiös im katholischen Sinne und hatte so von vornherein die gleichen Ideale wie die Romantik auch der bildenden Künste.

„Im zwölften Jahre kam ich," schreibt Stifter 1886 an G. F. Richter, „in die Benediktinerabtei Kremsmünster in die lateinische Schule. Dort hörte ich zum ersten Male den Satz: Das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche im Kleide des Reizes dargestellt, das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt aber es sei sein eigentlichstes Wesen und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes in Religion, Wissenschaft, Kunst, Lebenswandel. Dieser Spruch, so ungefähr oder anders ausgesprochen, traf den Kern meines Wesens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtstätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse, und jetzt im neunundfünfzigsten Jahre meines Lebens habe ich den Glauben noch; aber er ist mir kein Glaube mehr, sondern eine Wahrheit wie die Wahrheiten der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheiten der Mathematik sind nur die unseren Verstandesgesetzen entsprechenden Gesetze. Diese Wahrheit aber ist unbedingt, oder Gott ist nicht Gott." Mit dem großen Vorbild Tiecks und Wackenroders, mit

Raphael Santi aus Urbino machte sich Stifter frühzeitig vertraut. In den dreißiger Jahren kopierte er die „Madonna im Grünen" von Raffael und eine „Flucht nach Ägypten" von einem seiner italienischen Epigonen. Allmählich wandte sich Stifter jedoch den Niederländern zu. Wie Shakespeare für seine dichterische Entwicklung den Übergang von den Klassikern zur Romantik und von dieser zum Klassizismus Goethes vermittelte, standen jene nordischen Künstler versöhnend und überleitend zwischen seinen verschiedenen Neigungen in der bildenden Kunst.

Bis in Stifters letzte Lebensjahre lassen sich romantische Einflüsse auf seine Kunstanschauung nachweisen. Im „Nachsommer" nennt er die Kunst direkt einen „Zweig der Religion", er feiert darin das „liebe, einfache, arglose Gemüt" der mittelalterlichen Kunst. Die religiöse Malerei stellt er am höchsten, nach ihr kommt ganz im Sinne der Romantik die Historienmalerei. „Selbst das Landschaftsbild" — so folgerichtig sind seine Grundsätze — „ist als Bild eines göttlichen Werkes religiös, und es wird es desto mehr und schöner, je tiefer es göttliches Walten darzustellen imstande ist."

1847 überreichte Stifter ein Gesuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Ästhetik an das „Vizedirektorat der philosophischen Studien" in Wien. Die Vorlesungen sollten, vorbildlich für Bestrebungen der Gegenwart, Personen beiderlei Geschlechts zugänglich sein. Zur Ausführnng des Planes kam es allerdings nicht.

In der Folgezeit veröffentlichte er nun eine Reihe von kunstkritischen Aufsätzen, die seine eigenen ästhe-

tischen Grundsätze mitteilten. Außer Jean Pauls „Vorschule zur Ästhetik“ sind Einflüsse der Frühromantik darin nicht nachweisbar. Zu Jean Paul kehrt Stifter noch in seinem Alter gern zurück. Die Abschnitte in der „Vorschule“, die über das Lächerliche und den Humor handeln, zählt er zu dem Tiefsten, das je über diese Gegenstände geschrieben worden sei. Mit Jean Paul bekämpft Stifter den bloßen Realismus, der nur für die Naturwissenschaft Wert besitzen könne, als bloße Last ebenso sehr wie den bloßen Idealismus als unsichtbaren Dunst oder Narrheit.

In seinen zahlreichen Kunstberichten, die Stifter zumeist in der „Linzer Zeitung“ veröffentlichte, interessiert uns besonders seine innige, ja begeisterte Anteilnahme an Schwinds Märchen und Führichs religiösen Bildern. Darin zeigte er von neuem seine innerste Wesensverwandtschaft mit der Romantik. Allein nicht bloß als Kunsttheoretiker, sondern auch als Maler selbst kam er ihrem Charakter entgegen.

Eine Kunstakademie hatte Stifter nie besucht. Und doch war er auch in der bildenden Kunst kein Dilettant. A. R. Hein, sein liebevoller Biograph, urteilt richtig: „Mögen uns immerhin seine Zeichnungen durch ihre mühsam aneinandergestückelten, verzupften und zerzausten Linien befremden, mögen wir auch die Empfindung nicht abwehren können, daß seine Aquarelle oft kindlich unbeholfen, in der Mache unfrei, im einzelnen hart und kleinlich sind, und daß seine Ölmalereien zumeist durch das schichtenweise Übereinanderlegen der Töne die Ratlosigkeit deutlich machen welche das überzeugsvolle, frische, flotte Hinsetzen fester

und breiter Pinselstriche hindert, so geht doch aus der Betrachtung seiner, wenn auch häufig ganz unfertigen Blätter, eine Wärme und eine göttliche Innigkeit in unser Gemüt, die uns sonst nur im Anschauen der naiv empfundenen Tafeln der alten Meister bewegt."

Stifter liebte frei erfundene Ideal-Landschaften, unbestimmbare, geheimnisvolle Stimmungen und erhabene Ausblicke darin. Er strebte dabei die größte Sinnenfälligkeit an. Und da ihm die Natur nicht immer zu Gebote stand, so half er sich in kindlicher Einfalt mit seltsamen Steinformationen, die er in seinem Zimmer aufstellte, wenn er zerklüftete Kalkalpen oder das Hochgebirge darstellen wollte. Die öde, schwermutvolle Verlassenheit einer einsamen Landschaft, der geheimnisreiche Zauber der Vollmondnacht reizten ihn besonders.

In Aquarellen und Ölbildern verherrlichte er vor allem die Schönheit der Alpen. Der Königssee mit dem Watzmann, die Ramsau, die oberösterreichischen Donauauen, der hohe Stauffen bei Salzburg, Steinbach am Attersee, die Straßenau bei Linz und der ganze große Böhmerwald boten Stifter zahlreiche Motive von natürlich malerischer Wirkung. Das gewaltigste seiner Gemälde ist die „Ideale Landschaft", jetzt im Besitze des verdienstvollen Stiftersammlers Adolf Bachofen von Echt in Wien. Hohe, unbesteigbare Felsen, die in die Tiefe der Landschaft reichen, umbrandet ein tosender Wasserfall, dessen Wucht durch gigantische Steinblöcke auf dem Grund erhöht wird. Die wilde Szenerie ist durch den leuchtenden Schein

überflutenden Lichtes gemildert. In mächtigen Bogen strahlt und strömt aus diesem Bilde Bewegung, Leben und Kraft.

Stifter zeichnete und malte stets viel bis in die letzte Zeit seines Lebens. Doch vollendete er nur die wenigsten Bilder. Pedantisch war seine Arbeitsweise. In dem „Malertagebuch", das er in den fünfziger Jahren anlegte, finden wir selbst die Minuten verzeichnet, die er täglich seiner Kunst widmete. Er war damals völlig Ideenmaler. In römischen Ruinen suchte er „Die Vergangenheit" zu verkörpern, in griechischen Tempeltrümmern sah er „Die Heiterkeit", in einem Mondstück „Die Sehnsucht", im strömenden Wasser „Die Bewegung", in einem Schneebergsee fand er „Die Ruhe", in mondbeglänztem verfallenen Burggemäuer „Die Einsamkeit". Überall aus seinen dichterischen und malerischen Schöpfungen bricht am Ende die Naturbeseelung mit elementarer Gewalt hervor. Friedrich Ratzel zählt Stifter zu den seltenen Künstlern, die viel beobachtet haben und zugleich wissenschaftlich denken. Eben deshalb ist seine Stellung in der modernen Kunstgeschichte nicht leicht festzuhalten. Sein einfacher Charakter bedeutet im Grunde eine unauflösbare, vielseitige Erscheinung. Wer näher zusieht, wird in seinen Landschaftsbildern einen hohen und edlen Genuß verspüren.

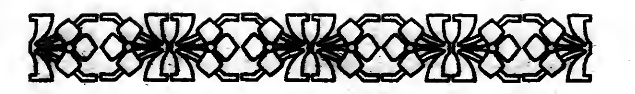
Auch im Porträt versuchte sich Stifter, freilich mit weniger Erfolg. Noch geringere Bedeutung besitzen seine figuralen Darstellungen. Er hatte nie einen menschlichen Körper zeichnen gelernt und besaß von der Anatomie und der Proportionslehre zu un-

bedeutende Kenntnisse, als daß er in dieser Hinsicht jemals über die bescheidensten Ansätze hätte hinauskommen können.

Unaufhörlich stand Stifter mit bildenden Künstlern im Verkehr. Der Historienmaler Peter J. N. Geiger, der auch einen Teil seiner Werke illustrierte, der Kupferstecher Josef Axmann, sowie sein Sohn Ferdinand, die Landschafter August Piepenhagen und Heinrich Bürgel, der Genremaler Johann Fischbach, der Bildhauer Johann Rint genossen seine Freundschaft. Ganz und gar Künstler — suchte er auch sein Inneres zu veredeln, und in diesem Streben wuchs er, denn, wie Goethe in den Römischen Elegien sagt, es „macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß".

Wie Stifter sein Heim äußerlich mit kunstvollen alten Möbeln ausstattete, deren kostbare Pracht eigentlich nur ein Kenner zu würdigen vermochte, so häufte er in seinem Herzensschrein die geläuterten Schätze seiner wachsenden Liebe zur gesamten Menschheit.





„Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas sein."
Stifter.

Stifter fühlte seit früher Jugend den Drang in sich als Lehrer zu wirken. Schon den Beruf als Schriftsteller faßte er vorwiegend pädagogisch auf. Seine „Studien", die „Bunten Steine", besonders aber der „Nachsommer" bezwecken eigentlich nichts anderes als die sittlich-religiöse und künstlerische Erziehung seiner Leser. Jede bloße Unterhaltungslektüre war ihm verhaßt, auch die rein künstlerische Schöpfung der Phantasie billigte er nicht. Ähnlich wie Jeremias Gotthelf, der seine Schriften nur aus moralischen Gründen verfaßte, hielt Stifter für die letzte und tiefste Bedingung des Schriftstellers, daß er seinen Charakter zur größtmöglichen Reinheit und Vollkommenheit heranbilde. Er verdammte die leere Phrase, das hohle Schlagwort, den verderblichen Kitzel der Sinne; nur das Gute, Echte und wahrhaft Schöne ließ er gelten und strebte ihm nach. Auch nicht den geringsten Teil seiner Überzeugung gab er preis. Pedantisch war er sich selbst ein überaus strenger Richter. Nach außen bewahrte er stets Selbst-

beherrschung, Milde, Gerechtigkeit. Seine Absicht, Volk und Jugend zu bilden, verleugnete er nie. Er war zum Schulmann geboren.

Die Revolution des Jahres 1848 gab Stifter die die Anregung, über die Quellen und Ursachen der ungeordneten Verhältnisse seines Vaterlandes nachzudenken. In einer Reihe sozialpolitischer Aufsätze suchte er die Mittel und Wege anzudeuten, um der zerrütteten Zeitlage Herr zu werden. Als eine der wichtigsten Aufgaben betrachtete er die Vermehrung und Hebung der öffentlichen Schulen. Ein konservativer Liberalismus, in seinen Erwägungen und Entschlüssen weitherzig genug, um der Reaktion mißliebig zu sein, für die Radikalen wieder viel zu besonnen und ruhig, machte sich in diesen Aufsätzen geltend. Mit erschöpfender Gründlichkeit geht Stifter darin zu Werke. Mitunter von Jean Pauls „Levana" beeinflußt, weiß er sich überall in maßvollen Grenzen zu halten. Seine Erziehungsmethode hat natürlich einen stark religiösen Inhalt. Wie er den Menschen als das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes auffaßt, von dem es die Vernunft und das Erkennen besitzt, so sucht er aus dieser Anschauung die heilige Pflicht der Vervollkommnung für den einzelnen abzuleiten. Die Menschheit, die sich immer fort entwickelt, hat im Laufe der Zeit staunenswerte Ziele erreicht und wird noch weiter gelangen. Sie allein besitzt eine Geschichte, während die Tierwelt instinktmäßig immer das Gleiche tut und erlebt. „Die Entwicklung des Menschen nach einer oder mehreren oder allen Richtungen hängt lediglich von der Einwirkung auf seine Kräfte ab. Da

er fast nie mit der Sicherheit und Blindheit des Instinktes wirkt, so ist er ohne Einwirkung fast nichts." Der Mensch bedarf daher auch eines eigenen Unterrichts.

Zunächst ist freilich das Leben an sich die erste und beste Schule, denn jede Veranlassung, wodurch der Mensch etwas lernt, bedeutet nach Stifter eine Schule. In widrigen Verhältnissen, durch die Anspannung aller Seelenkräfte sind nicht nur Individuen, sondern ganze Völker emporgekommen. Dort, wo die Natur alles mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet, werden sie dagegen träg und unerfinderisch. Allein das Leben darf nicht die einzige Schule sein. Der Mensch braucht die Kenntnis der Vergangenheit, er muß lesen und schreiben können. Das jedoch kann er nicht von selbst, sondern nur von anderen erlernen. In der Familie sieht Stifter die älteste Schule dieser Art. In keiner anderen ist der Mensch so lange, in keiner anderen geht die Lehre so lieblich und leicht in seine Seele. Aber auch die Familie ist in ihren erziehlichen Einflüssen, wenigstens heutzutage, sehr beschränkt. Die Geschäfte der Eltern lassen ihnen keine Zeit, sich vor allem ihren Kindern zu widmen. Und so fordert Stifter die Fürsorge von der Gesamtheit. Die Land schule hält er wegen des elementaren Unterrichts, der in ihr erteilt wird, für die wichtigste Anstalt. In ihr muß alles, was jedem Menschen, und gehöre er dem untersten Stande an, zum menschlichen Leben unentbehrlich ist, gelehrt werden, und zwar nicht bloß gelehrt, sondern es muß so in den Menschen geprägt werden, daß es sie nie mehr verläßt. Mit ein-

dringlichen Worten verkündet Stifter Wert und Bedeutung der Landschule als des größten Bollwerks gegen die Barbarei der Massen. „Einer der wichtigsten Männer im Staate ist der Landschullehrer, und die höchste Schule im Staate ist die Landschule." Kein schöneres Ehrenzeugnis ist der Elementarschule jemals von einem deutschen Dichter ausgestellt worden. Zürnend, mahnend, hilferufend wendet sich Stifter neuerdings an den Staat. Kein Stand sei schwieriger als der des Lehrers. Darum sollte die gesamte menschliche Gesellschaft mit Eifer dafür sorgen, daß solche Männer erstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden und daß sie mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Denn nicht nur einen Reichtum von Kenntnissen, sondern auch die unersetzbare Grundlage für einen rechtschaffenen Charakter gewinne jeder in der Elementarschule. Ihr nächst höherer Grad, die Bürgerschule, sei besser gesagt eine Gewerbeschule, die dem künftigen Geschäftsmann eine höhere Bildung verleihe. Die Wissenschaftsschule sei die höchste und letzte, aber nicht die wichtigste. Die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sei nicht so notwendig, wie die allgemeine Volksbildung zu verbreiten und zu heben.

Ein Zweig der Wissenschaftsschule ist nach Stifter die Kunstschule. In ihr soll vor allem der künftige Maler, Bildhauer und Musiker seine Ausbildung erlangen. Das Volk weiß echte Kunst zu schätzen, nur muß sie ihm wirklich geboten werden. „Ein einziger Dichter oder Künstler, der mit göttlicher Kraft und Weihe auf seine Zeit zu wirken verstand, hob die

Menschheit durch seine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Gesetze nicht gekonnt hätten."

In seinem „Schlußwort über die Schule" glaubt Stifter nachgewiesen zu haben, daß alles Übel, das in den Revolutionsjahren die Welt heimgesucht habe, nur allein von den schlechten Erziehungsverhältnissen gekommen sei. „Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt. Dies ist unser Rang, dies ist unsere Größe. Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden." Nicht immer die Schuld auf andere zu wälzen, sondern vielmehr in sich selbst Einkehr zu halten, ist geboten. Die einzelnen bilden die Gesamtheit, und von den einzelnen muß eine Wiederbelebung des Volksganzen erfolgen.

Alles überschaut Stifter sorgsamen Auges. Die Bildung des Lehrkörpers liegt ihm ebenso am Herzen, wie die Bildung der Schüler. Er macht die geeignetsten Vorschläge, den Lehrerstand auch geistig auf eine höhere Stufe zu bringen. Er wendet sich gegen die bestehende Prüfungsordnung mit dem schriftlichen Konkurs und dem mündlichen Probevortrag, verurteilt das Auswendiglernen als solches und läßt nur die innere Beherrschung eines Stoffes gelten. Ihm ist die Pädagogik des Vortrags nichts rein Erlernbares. Im Gegenteil: „Die Gabe, sein Inneres, sein Gemüt, sein Wesen selbst im wissenschaftlichen Vortrag äußerlich zu gestalten, daß es in ihnen wirkt und sie

selber Edleres und Trefflicheres hervorbringen, ist eine Kunst und kommt wie jede Kunst von Gott." Der Lehrer muß eben nicht bloß unterrichten, sondern auch erziehen, veredeln können. Die höchste Liebe zum Amte muß ihn leiten. „Wenn die Schüler nichts sind, ist meist der Lehrer schuld, und sollte der Zufall lauter Verwilderte, Verwahrloste zusammengeführt haben, so ist gerade dadurch ein Ansporn zu größerer Sorgfalt in Bildung des Lehrkörpers wenigstens für die Zukunft gegeben."

Die meisten Errungenschaften der modernen Pädagogik hat schon Stifter, seiner Zeit vorauseilend, der Zukunft als notwendiges Ziel vor Augen gehalten. Er fordert die Errichtung von Übungsschulen neben den üblichen Lehrkursen, die Einführung des Probekandidaten und an den Hochschulen die des Privatdozenten. Alles dies möge gesetzlich geregelt werden, damit nichts der Willkür preisgegeben sei.

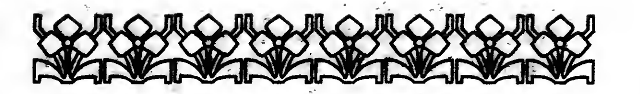
Stifters Aufsätze fanden Beachtung bei den bedeutendsten Persönlichkeiten Wiens. 1850 ernannte ihn der Unterrichtsminister Leo Thun zum Inspektor der Volksschulen Oberösterreichs, nachdem er eine Schulratsstelle für die Gymnasien in Wien und Niederösterreich abgelehnt hatte. Was Stifter innerhalb der wenigen Jahre seiner Amtstätigkeit für die ihm anvertrauten Schulen des gesamten Landes geleistet hat, berechtigt die Nachwelt, ihn in die erste Reihe der österreichischen Pädagogen zu stellen. Aus seinen mustergültigen, der Regierung erstatteten Berichten geht hervor, daß er seine theoretischen Vorschläge stets zu verbessern und zu erweitern

bemüht war. Nach seiner eigenen Methode untersuchte er den Lehrbetrieb der Schulen auf dem Lande und in der Stadt. Alle Bedingungen zur Lösung der Schulfrage seiner Zeit suchte er zu erforschen. Die klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse beobachtete er ebenso genau wie die sittlich-religiösen. Vielen seiner Anregungen sollte freilich erst in späterer Zeit entsprochen werden. Aber daß er sie gefaßt hat, muß ihm für alle Zeit die Herzen der Lehrerwelt gewinnen. Er war es, der auf die Unerträglichkeit des Mesnerdienstes mit dem Beruf eines Schulmannes hinwies, eine genaue Regelung der Schulgelder forderte, eine geregelte Besoldung der Lehrer womöglich aus Landesmitteln vorschlug, das Turnen als zweckmäßig empfahl und schließlich vierklassige Lehrerbildungsanstalten als unbedingt notwendig hinstellte. Auch sollte der Lehrer seine Schüler nicht nur ein Jahr behalten dürfen, sondern mit diesen selbst aufsteigen. Die Anfänger im Schuldienst sollten nicht die untersten Klassen unterrichten, denn gerade in diesen grundlegenden Altersstufen sei der Unterricht am schwierigsten und wichtigsten.

1851 übernahm Stifter die Oberaufsicht über die neugeschaffene Realschule in Linz, eine der ersten in Österreich überhaupt. Mit großer Aufopferung widmete er sich auch dieser Aufgabe. Gemeinsam mit Johannes Aprent verfaßte er ein Lesebuch, dem jedoch die Genehmigung versagt wurde. Das schmerzte ihn bitter. Aber noch mehr verletzten ihn die steten Kränkungen, die ihm infolge seines Dienstes selbst zuteil wurden. Und so begreifen wir die bitteren Klagen,

die Stifter allmählich nicht mehr zurückhalten konnte. Seine besten Ratschläge nahm man vielfach gleichgültig auf, ihre Saat sollte erst in späteren Jahrzehnten aufgehen. „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht! Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnte Labsal.“ Diesem Wunsch folgte zwar bald genug die Erfüllung, aber anders als er sie erwartet hatte. Sein schweres Leiden zwang ihm eine unfreiwillige Muße auf. Aber der heißgeliebten Schule blieb er in Wort und Tat ein Vorbild, ein Führer, ein Pfadfinder bis über den Tod hinaus.





„Oft sagt es mir mein Inneres, ich hätte nicht umsonst gelebt."

Stifter.

Als Stifter starb, hatte sich der öffentliche Geschmack des literarischen Deutschlands zu seinen Ungunsten verändert. Der einst gefeierte Dichter, der von Eichendorff über alle anderen Mitlebenden gestellt worden war, besaß am Ende seines Lebens nur wenig Getreue mehr. Immer sichtbarer erstrahlte Hebbels aufsteigendes Gestirn und setzte den stillen Ruhm seines bedeutendsten Antipoden in Schatten. Aber ein junges Geschlecht, das damals oder gar erst in der Folgezeit literarisch hervortrat, trug Stifter im innersten Herzen. Raabe als Novellist, Storm und die Freifrau von Ebner-Eschenbach schlossen sich ihm an. Adolf Pichler, der schon zu Stifters Lebzeiten ihm angehangen war, fand noch als Greis in seinen „Tagebüchern" die treuen Worte: „Seine Werke gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend, ich komme aber auch im Alter gern darauf zurück. Wenn er auch von Jean Paul ausging, überragt er ihn doch als Künstler." Ebenso bekannte Rosegger, der die ersten gekürzten Neuauflagen des „Nachsommers" herausgab: „Ich

nahm die Werke dieses Poeten in mein Blut auf und sah die Natur im Stifterschen Geiste."

Dennoch verhielt sich das deutsche Volk der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Stifter gegenüber kühl, ja noch mehr, es verleugnete die Bedeutung, die Nachwirkung, den Namen des Dichters. Freilich eine geheime Gemeinde unverändert dankbarer Verehrer besaß er stets. Er hatte für die Ewigkeit geschrieben, er konnte ihre Anerkennung ruhig erwarten. Und sie kam: früher als alle, ahnen mochten, stärker und hinreißender als für die meisten seiner literarischen Zeitgenossen. An der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert begann sein Siegeszug durch Deutschland und darüber hinaus. Überall im Süden und im Norden, diesseits und jenseits des Ozeans, ja selbst in fremden Zungen wird sein Ruhm verbreitet und gefeiert. Zu den Ärmsten der Armen spricht er heute ebensogut wie zu jenen, die auf den Höhen des Lebens wandeln. Die unzähligen Exemplare der vielen Volksausgaben, die, als das alleinige Verlagsrecht des Hauses C. F. Amelang in Leipzig, des Nachfolgers von Heckenast, erlosch, unter die Massen gelangten, bedeuten auch in dieser Hinsicht einen nationalen Gewinn.

Bald nach dem Tode des Dichters hatte man an seinem Wohn- und Sterbehause in Linz eine Gedenktafel angebracht. 1877 ließen seine Verehrer auf dem Blöckenstein im Böhmerwald das erste Denkmal erstehen, „Adalbert Stifter, dem Dichter des ‚Hochwalds', gewidmet." 1902 wurde ihm ein zweites in Linz errichtet. Anläßlich der Jahrhundertfeier seiner Geburt

wird ihm das gesamte deutsche Volk, soweit es hierzu aufgerufen wurde, in seinem Geburtsort Oberplan ein Standbild setzen. Und auch im Herzen Österreichs, das Stifter nächst seinem großen deutschen Vaterlande stets über alles geliebt hatte, in der alten Kaiserstadt an der Donau, wird sich bald ein Denkmal erheben: eine Huldigung Wiens für seinen einstigen Mitbürger.

Indes blieb auch die Wissenschaft nicht müssig. Allen voran war die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" eifrig bemüht, Stifter zu seinem literarhistorischen Rechte zu verhelfen. Sie sammelte seine Handschriften im Prager „Stifter-Archiv", sie ordnete seine Werke zu einer kritischen Gesamtausgabe und förderte so die Erkenntnis seines Wesens mit unermüdlichem Eifer, mit mustergültiger Sorgfalt, mit pietätvoller Treue.

Aber noch mehr als dies alles will die hingebungsvolle Liebe besagen, mit der sich nunmehr Deutschlands Dichter, alte und junge, geistig um ihren Vorfahr scharen. Wie Stifter zu Lebzeiten keiner Partei angehört hatte, so blieb ihm auch für immerdar das schöne Los bewahrt, Gemeingut aller zu sein. Die verschiedensten literarischen Richtungen wissen sich eins in der begeisterten Anerkennung seiner Eigenart. Ein Meister des deutschen Liedes, der Stifters Naturbeseelung auf ihr eigenstes, ursprünglichstes Gebiet, die Lyrik, übertragen hat, Martin Greif, feiert den wesensverwandten Dichter:

Er sah die Welt mit höhern Blicken,
Als uns die Kraft dazu verliehn,
Und malte sie, uns zu erquicken,
Wie sie entschleiert ihm erschien.

Verklärt strahlt uns ihr Bild entgegen,
Denn Liebe macht das Kleine groß,
Wie dem, der fühlt ein himmlisch Regen,
Die Sterne sich entschleiern bloß.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath verehrt Stifters Muse in glühenden Versen.

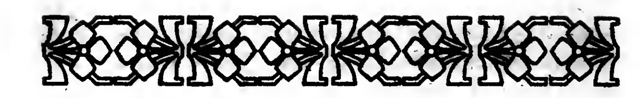
Einer unserer besten neueren Erzähler, Ferdinand von Saar, widmet ihm eine dankbare Elegie. In rührenden Worten gedenkt er der goldenen Jugendzeit, da er, fast noch ein Knabe, für das „Heidedorf“ und den „Hochwald“ schwärmte, da ihn Andacht durchschauerte, wenn er die „Studien“ las.

Detlev von Liliencron wieder weiß von dem tiefen Eindruck zu erzählen, den Stifter vor Jahren auf Schleswig-Holstein ausgeübt hat. Und er entsinnt sich, mit welcher Begeisterung er sich schon als Knabe in ihm versenkte. Die „Narrenburg“ vor allem bleibe ihm unvergessen für alle Zeit.

So ließen sich noch viele Urteile deutscher Dichter anführen, die alle im Grunde nur das eine beweisen, daß Stifter in der Gegenwart fortlebt und fortwirkt als ein echter, ewig junger, unsterblicher Genius. Raabe sagt: „Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit, und wie die Quellen aus der Tiefe kommen, das Land fruchtbar zu machen, so wird der Acker der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt.“ Einem verschollenen Winkel deutscher Erde, niedrigen, karg-

lichen Verhältnissen war Stifter entsprossen. Sein schmerzliches Streben nach dem Ideal eroberte ihm immergrüne Kränze des Ruhmes. Aus dem Volkstum schöpfte er seine beste Kraft. Stifters unbefangenes, ursprüngliches Gemüt schwelgte in ihm. Nicht durch verstandesmäßige Kunst, einzig durch die Sprache des Herzens beherrscht er das Seelenleben seines Volkes. Das weite Deutschland nennt Stifter freudigen Stolzes seinen Liebling, die Deutschen in Böhmen aber verehren in ihm ihren größten Dichter.





Inhalt.



Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

